1 erste hilfe

Die Zeitschrift am Rande der Stadt

Oktober 1996 - DM 5 - öS 40 - SF 5

ughafen ünchen: üchtlinge Transit- iktion

Durch die Panorama-scheibe: Städtebilder München und Wien

Ich bin klein, mein Herz ist rein: Die Politik des Privatlebens

Leben auf dem Mars: Kathy Acker, Goldene Zitronen, radikal-sein

Taktisch überbelichtet: Was ist neu am Neoliberalismus?

04
Transit- Fiktion
Flüchtlinge, die auf dem Münchner Flughafen landen und die Einreisebedingungen nicht erfüllen, werden in ein sog. Transitlager gebracht. Wer hier interniert ist, befindet sich auf BRD-Territorium, gilt aber als „nicht eingereist". Ein Gespräch über Abschiebepolitik nach der Abschaffung des Grundrechts auf Asyl.

08
Kultur und Härte
Willkommen im Asylgericht. Ein Ort, an dem Bürokraten behäbig oder genervt die Abschiebung von AsylbewerberInnen verfügen.

10
Schub-Service München
Die BGS-Beamten von der Abschiebestelle fühlen sich als „besseres Bodenpersonal". Ihre Passagiere heißen „Schüblinge". Wohin die Reise geht, ist den Herren egal. Vietnam oder Türkei, sie tun nur ihre Pflicht.

12
I'm not this happy pure Riot Girl
Ein Gespräch mit Kathy Acker, Schriftstellerin aus San Francisco, über Feminismus, Pornographie und ein besseres Leben.

16
Grüße aus München
Im kollektiven Unbewußten ist München die Stadt des Reichtums, der Freizeit und des Konsums. Hier wird „gelebt" und mit dem BMW herumgefahren. Aber in Wirklichkeit ist alles anders.

Produkt Wien
Citymarketing-Experten und ihre grün-alternativen Stichwortgeber versuchen eine Stadt zu verkaufen: bunt, anders und multikulturell. Verschleiert werden die „realen Verhältnisse" und die zunehmende Segmentierung Wiens.

22
Wenn wir alle unser revolutionäres Über-Ich mitbringen...
Die Geschichte einer Bewegungs-Zeitung: dreckige Sprache, Siegerposen und Repression. Textmontage zu 20 Jahren „radikal".

26
Jetzt oder nie!
Woche für Woche ist ein Stab von 30jährigen Animationstechnikern damit beschäftigt, situationische Gesten des richtigen Lebens in die falsche Zeitung zu integrieren. Nie wieder jetzt-Magazin!

28
Zum Schießen komisch
Mit antifeministischen Strategien errichten Männer-Magazine ein Bollwerk gegen die „schleichende Homosexualisierung", gegen Östrogen im Trinkwasser, gegen „Mappitum" und vor allem gegen die Bedrohung des Mannes, wie er sein sollte: weiß, straight, blendendes Einkommen, fit und sexy.

30
MIKROMAKRO
Hier entsteht ein neuer Supermarkt
Große Politik und privater Kleinkram: Vier Artikel über Mikropolitik, Kindergarten oder Kulturrevolution. Die Debatte ist eröffnet. Faites vos jeux.

31
I am not: content
Die Vorstellung, sich „spontan" ein Auto anzueignen und loszufahren - Location: sonnig - ist sehr toll. Anders als beim Kauf, ist es im Plötzlich- sich-im-geklauten-Auto-Befinden der Traum vom Leben jetzt sofort, der attraktiv ist. Ein Kurzprotokoll zu Wunschökonomie und Warenlogik.

35
Gewissermaßen Old-School
Mit „Economy Class" haben die Goldenen Zitronen eine LP über unsere Lieblingsthemen veröffentlicht. Ted Gaier und Schorsch Kamerun über München, postmodernen Zynismus, individuelle Katastrophen und das Gründen von Kommunen.

38
Das ist der modernistische Welt
In den letzten Jahren war in „Spex", „konkret" und unserer Stammkneipe das Phänomen zu beobachten, daß Leute aus dem politischen Umfeld sich mit Musik zu befassen begannen und umgekehrt. Neueste Verlautbarungen über Politik als Privatsache.

42
Get out of the social!
Die revolutionäre Losung im Pop ist Pop und nicht Revolution. Ein paar großspurige Behauptungen gegen „kulturellen Widerstand".

44
Autismus & Freizeitleben

45
Wir unterbrechen den Sendebetrieb
Ist UTV unser Fernsehsender? Neue Versuche mit dem alternativen Medienbaukasten: Mit kollektiver Produktion und Kleinanzeigen in die televisionäre Zukunft.

48
Ideell mitgeschossen
Die Justiz kennt für RAF-Gefangene nur eine Antwort: „Lebenslänglich". Die Systematik des Staatsschutzprozesses gegen Birgit Hogefeld und ihre Anmerkungen zur Geschichte des bewaffneten Kampfes.

52
Pay now, hate later
Im Moment der Krise können wir wie in einer historischen Überbelichtung beobachten, was sonst verdeckt ist: die Konstruktion kapitalistischer Vergesellschaftung. Eine kleine Schule des Neoliberalismus.

57
Am Rande der Wünsche
Psychopharmaka, Prozac und amerikanische Depressionslandschaften.

58
Damit nichts Ähnliches geschehe
Der moderne Antisemitismus als „Antikapitalismus des dummen Kerls" : Warum es nicht nur blöd, sondern auch gefährlich ist, auf das Geld zu schimpfen, aber die „ehrliche Arbeit" zu verherrlichen. Ein paar Stichproben aus der linken Antisemitismus-Diskussion.

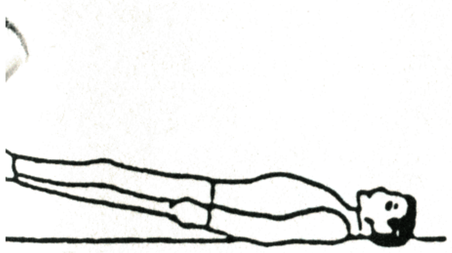
60
What's missing?
Kids, Haß und Trainspotting. Männliche Jugend als Agent sozialen Wandels: resignativ-sozialkritisch bei Haß, individualistisch-libertär bei Trainspotting und Kids. Mädchen tauchen nur auf, wenn Jungs ein Problem haben, das sie alleine nicht lösen können: Sex.

62
Die Unbestechlichen
Spezial-Einheit verschärft den Kampf gegen Kultur und Politik. Eine Zeitschrift als Spion im Land des Feindes: Undercover in Mainstream und Underground.

66
Impressum

Inhalt

erste hilfe oktober 96 3



Europa hat ein neues Lagersystem. Eine unübersehbare Zahl von Polizisten, Richtern, Amtsärzten, Grenzschützern, Sozialarbeitern, Gefängniswärtern und Sachbearbeitern in Behörden aller Art ist heute damit beschäftigt, Menschen zu erfassen, zu sammeln, zu internieren, zu inhaftieren und von einem Ort zum andern zu schicken. Um sich vor der phantasierten Überflutung durch Flüchtlinge und EinwanderInnen zu schützen, haben die westlichen Wohlstandsinseln ihre Einreise- und Asylbestimmungen verschärft und ein perfektioniertes Raster von Sicherheitskontrollen entwickelt.

Sortieren nach Kontinenten

In Deutschland läuft nach Asylrechtsänderung und Schengener Abkommen die Abschiebemaschine auf vollen Touren. Der Bundesgrenzschutz, Wächter an den Poren des Staates, späht im Osten mit Infrarotgerät nach illegalen GrenzgängerInnen und schickt sie gleich zurück nach Polen, in den Verwaltungsgerichten gehen die Entscheidungen jetzt flotter über die Bühne, die Ausländerbehörden verschicken stapelweise Ausreiseaufforderungen, die Polizei sammelt alle ein, die nicht freiwillig gehen und in den Abschiebegefängnissen werden "Ausreisepflichtige" zwischengelagert, bis die Maschine nach Tirana oder Nairobi startklar ist.
Wie nicht anders zu erwarten, hat die staatliche Verwaltung des „Asylproblems" in Deutschland eine besonders perfekte bürokratische Sortiermaschine hervorgebracht. In einer losen Folge von Artikeln werden wir uns an die Schauplätze der neuen Lager- und Verschiebeordnung begeben, um den Zusammenhang von Rassismus und Institution in den Blick zu bekommen. Hier, im ersten Heft: das Transitlager Flughafen München, die Abschiebestelle des Bundesgrenzschutzes, das Verwaltungsgericht Ansbach.

Transit-Fiktion

Interview mit Bernhard Zepf, Münchner Flughafen-Sozialdienst

Das Transitlager des Münchner Flughafens liegt nicht auf dem eigentlichen Flughafengelände, sondern etwas außerhalb des Zauns, an der Straße zu den Wartungshallen, dort wo's zur „Nightflight"-Disko geht. Die Flüchtlinge, die hier untergebracht werden, befinden sich zwar auf deutschem Staatsgebiet, gelten aber als „nicht eingereist". Wie kommt diese merkwürdig irreale Situation zustande?

Seit 1993 gibt es die sog. Flughafenregelung, § 18a des Asylgesetzes, die besagt, daß alle Flüchtlinge, die auf dem Luftweg kommen und die Einreisevoraussetzungen nicht erfüllen, d.h. die keine ordentlichen Papiere, keinen gültigen Paß und Visum haben, in die sogenannten Flughafenunterkünfte gebracht werden müssen. Das heißt, sie reisen nicht ein, sie werden in Transiträume gebracht, bzw. in Räume, die sich zwar auf dem Flughafengelände befinden, aber unter dem Stichwort Transit-Fiktion als Transit definiert werden. Bildlich gesehen stehen sie sozusagen vor der Grenze, sie haben angeklopft, aber die Tür ist noch nicht offen. Wenn sie nicht einreisen dürfen, wenn sie nicht zugelassen werden, spricht man auch nicht von Abschiebung, sondern von Zurückweisung: Sie haben vor der Tür gestanden, sie haben geklopft, und man hat gesagt: du darfst nicht rein. Bei diesem Anklopfen, dem Kurzverfahren, das im Rahmen des Flughafengesetzes vorgesehen ist, sind die Rechtsmittel sehr eingeschränkt. Jemand, der schon im Land drinnen ist und den man abschieben will, hat viel mehr Möglichkeiten, rechtlich dagegen vorzugehen. Im Flughafenverfahren muß ein Flüchtling innerhalb von drei Tagen nach dem ablehnenden Bescheid des Bundesamtes Einspruch beim Verfassungsgericht erhoben haben. Im Mai hat das Bundesverfassungsgericht diese Frist für Ausnahmefälle um vier weitere Tage verlängert. Die Verwaltungsgerichte als einzige Kontrollinstanz haben dann zwei Wochen Zeit, zu prüfen, ob die Ablehnung als „offensichtlich unbegründet" zu unrecht ergangen ist. Lehnt das Verwaltungsgericht das ab, sind die Rechtsmittel erschöpft. Das Bundesverfassungsgericht nimmt zu diesen Fragen keine Verfassungsbeschwerden mehr an. In diesem überstürzten Rahmen läuft das Rechtsverfahren ab. Die Leute sind noch kaum angekommen, sie sind innerhalb der ersten 24 Stunden schon zweimal durch die Mühle durchgegangen, einmal grenzpolizeilich, wo mehr auf die Fluchtroute insistiert wird...

Vielleicht gehen wir einfach chronologisch vor und fangen da an, wo die erste Berührung mit den deutschen Behörden stattfindet...

Die erste Kontrolle kann schon direkt an der Flugzeugtür stattfinden, das sind die sogenannten SKT's, die Sonderkontrollen.

Welche Flüge sind denn vor allem von diesen Sonderkontrollen betroffen?

Die macht der Grenzschutz nach Erfahrungswerten: Dort wo man feststellt, auf diesen Maschinen kommen häufiger, wie heißt's so schön, „unidentifizierte" oder illegale Ausländer, die nicht der Ausweispflicht genügen. Da handelt es sich nicht nur um potentielle Flüchtlinge, das können auch andere sein. Die Moskaumaschine z.B. ist immer ein Tip, wo geguckt wird. Lange Zeit war hier die Albanienmaschine ein Renner, wo sehr viele Leute aus Kosovo gekommen sind. Es gibt da für den internen Polizeijargon sogenannte „flüchtlingsträchtige" Maschinen. Der Grenzschutz filtert in einem ersten screening die Leute raus, bei denen etwas mit den Papieren nicht zu stimmen scheint, und dann hängt es an den Ausländern, die dort an der Tür stehen, sich sofort zu erklären. Das ist die große Schwierigkeit: Wenn sie nicht sofort erklären, was sie hier wollen, also sagen: ich bin Flüchtling, ich suche Schutz weil..., kann es ihnen passieren, daß sie schon direkt an der Gangway umgedreht werden. D.h. sie werden einfach aufgrund falscher Papiere zurückgewiesen, eine rein ausländerrechtliche Zurückweisung, weil sie noch kein Asylbegehren geltend gemacht haben. Wenn der Flüchtling gleich am Flugzeug zurückgewiesen wird, ist die Fluggesellschaft verpflichtet, ihn wieder mitzunehmen, wenn sie ihn mit falschen Papieren oder ohne Papiere gebracht hat.

Wie und in welcher Sprache muß man denn erklären, daß man Asyl will? Wird das von den Grenzbeamten auch in jedem Fall so verstanden?

Der Flüchtling muß irgendwie, verbal oder nonverbal, erkennbar machen, daß er politisch verfolgt wird. Er muß es nicht auf deutsch sagen. Es reicht, wenn er Würgegesten am Hals macht oder Zeichen des Erschießens oder sich auf den Boden fallen läßt usw. Wenn das eindeutig passiert, wird das schon ernst genommen. Es wird aber gesagt, es ist Auftrag des Ausländers, sich zu erklären und von sich aus deutlich zu machen, was er will. Und das ist oft nicht einfach. Z.B. hat ein Pakistani, der schon als Asylbewerber hier war, angekündigt, daß seine Frau mit vier Kindern nachkommen und hier ebenfalls Asylantrag stellen wolle. Wir haben diese Information bekommen und an den Grenzschutz weitergegeben. Die wußten also, um wen es sich handelt. Die Frau kam dann an die Flugzeugtür, wurde von einem Polizeibeamten auf englisch angesprochen: „What do you want in Germany". Und sie guckte auf die Seite, auf den Boden. Eine islamische Frau wird mit einem fremden Mann nicht reden, nicht einmal Blickkontakt aufnehmen. In diesem Fall war's kurz davor, daß die Frau zurückgeschickt wurde, bis dann der kleine Junge, 9-10 Jahre alt, erklärt hat: „We are refugees from Pakistan, we want political asylum". Damit war dann die rechtliche Bedingung erfüllt. Aber wie der Fall zeigt, hängt es durchaus von glücklichen Umständen ab, ob so eine Antragstellung an der Flugzeugtür gelingt.

Was passiert, wenn der Flüchtling die erste Grenzkontrolle hinter sich hat und formgerecht erklärt hat, daß er in Deutschland Asyl will?

Wenn der Flüchtling deutlich gemacht hat, daß er in Deutschland Schutz sucht, wird er im Regelfall auf die Polizeiwache im Terminal gebracht. Da kommt dann die ganze Mühle: Dolmetscher, erkennungsdienstliche Behandlung, Durchsuchung, Abgleich mit Ausländerzentralregister. Das macht die normale Polizeidienstgruppe vom Grenzschutz. Die stellt fest: War er schon mal hier, wird er gesucht, liegt sonst was vor von befreundeten europäischen Staaten. Und dann wird ganz kurz die Befragung durchgeführt, da wird nur ganz summarisch festgestellt, ob der Flüchtling was von Verfolgung sagt.

Bei der Gelegenheit kommt auch die Drittstaatenregelung ins Spiel. Wenn der Flüchtling auf seiner Reise nach München über einen sogenannten sicheren Drittstaat gekommen ist, kann er gleich dahin zurückgeschickt werden, ohne daß sein Asylantrag in Deutschland geprüft werden muß...

Erst am letzten Sonntag ist hier ein Kenianer, dem aufgrund seiner Arbeit in einer bekannten Oppositionspartei die Todesstrafe droht, angekommen und hat Asylantrag gestellt. Leider, muß man sagen, hat man nach ein paar Stunden anhand eines Gepäckstücks herausgefunden: Aha, da hängt ja noch der

Anhänger dran, der kam über London Gatwick, klarer Fall, Drittstaat, geht uns nichts an. Dabei ist er in England nie eingereist, ist nur im Transit gewesen, hat nur die Maschine gewechselt. In allen anderen europäischen Ländern wird die Drittstaatenregelung auch angewendet, aber dort wird gesagt: Der Flüchtling muß richtiggehend eingereist sein, es reicht nicht, wenn er nur am Flughafen war und die Maschine gewechselt hat. Deutschland interpretiert da am exzessivsten und sagt: Selbst ein Transitaufenthalt reicht schon, um die Drittstaatenregelung auszulösen. In diesem Fall hat der BGS ganz einfach gesagt, wir müssen ihn zurückschicken, und hat dem Immigration Service in London per Fax mitgeteilt: Der Kenianer soundso kommt zurück, er hat hier Asyl gestellt, was wegen der Drittstaatenregelung nicht in Frage kommt, und jetzt wird er in England Asyl beantragen.

Der Flughafensozialdienst hat dann dort nachgefragt, wir haben einen befreundeten Pastor in Gatwick gefragt und wir haben dem Refugee Service in England Bescheid gesagt. Tatsache ist, der Mann ist nach Kenia weitergeflogen, keiner weiß, ob er einen Antrag gestellt hat, oder ob die englische Polizei ihn ignoriert und gesagt hat: Ja, wenn die Deutschen ihn schon nicht nehmen, dann schicken wir ihn auch weiter. Und das ist kein Einzelfall.

Wenn die Überprüfung durch den Grenzschutz überstanden ist, dann kommt die Befragung durch das Bundesamt...
Wenn der Flüchtling politische, religiöse oder rassistische Verfolgung geltend gemacht hat, geht die inhaltliche Prüfung den BGS nichts mehr an. Die haben dann nur noch den Telephonhörer zu nehmen, die Außenstelle des Bundesamts in der Untersbergstraße anzurufen und zu sagen: Wir haben da so einen Asylfall, wir dürfen ihn wegen falschen Papieren nicht einreisen lassen, wir werden ihn jetzt in diese Unterkunft hier verfrachten, bitte kommt und prüft das mal. Nur das Bundesamt trifft die Entscheidung, ob der Antrag „offensichtlich unbegründet" ist oder nicht. Im Normalfall kommt der Mensch vom Bundesamt am nächsten Werktag, manchmal zwei, drei Werktage später. Das ist der formale Weg. Solange müssen die Leute dann hier warten, haben außer Telephon keine Kontaktmöglichkeit zur Außenwelt. Und sie haben keine Möglichkeit, sich zu informieren, sich beraten zu lassen, worauf es in so einem Verfahren ankommt, und welche Einzelheiten wichtig sind oder nicht.

Die Leute vom Bundesamt, die Flughafenbereitschaft haben, kennen die sich aus mit den Ländern, aus denen die Leute kommen?
Das Problem ist, daß es viel zu wenig Beamte gibt und daß die wochenweise Flughafenbereitschaft haben. Also ist z.B. gerade der Afghanistan-Bearbeiter dran und in der Woche kommen ausgerechnet nur Kurden. Wenn er schlau ist, sagt er, o.k., ist nicht mein Spezialgebiet, ich kann diesen Fall innerhalb der Flughafenfrist nicht prüfen, ich mache eine sogenannte „Kann nicht"-Entscheidung. D.h. er bewertet den Fall weder als positiv noch als „offensichtlich unbegründet", er läßt die Entscheidung einfach offen und gestattet eine vorläufige Einreise. Wir stellen fest, daß in diesen Fällen neuerdings fast nur noch solche „Kann nicht"-Entscheidungen getroffen werden.

Im Fall einer positiven Entscheidung des Bundesamtes kommt der Asylbewerber oder die Asylbewerberin nach München in die Untersbergstraße und nimmt am normalen Asylverfahren teil. Was passiert im Fall der Ablehnung?
Wenn ein Flüchtling als „offensichtlich unbegründet" abgelehnt wird, dann spricht der Grenzschutz eine Einreiseverweigerung aus. Dagegen kann der Flüchtling innerhalb von drei Tagen beim Verwaltungsgericht klagen. Früher wurde den Leuten dann ein Branchenbuch hingeknallt: Guck mal unter „R wie Rechtsanwalt" nach. Mittlerweile beraten die Sozialdienste an den Flughäfen die Leute und vermitteln

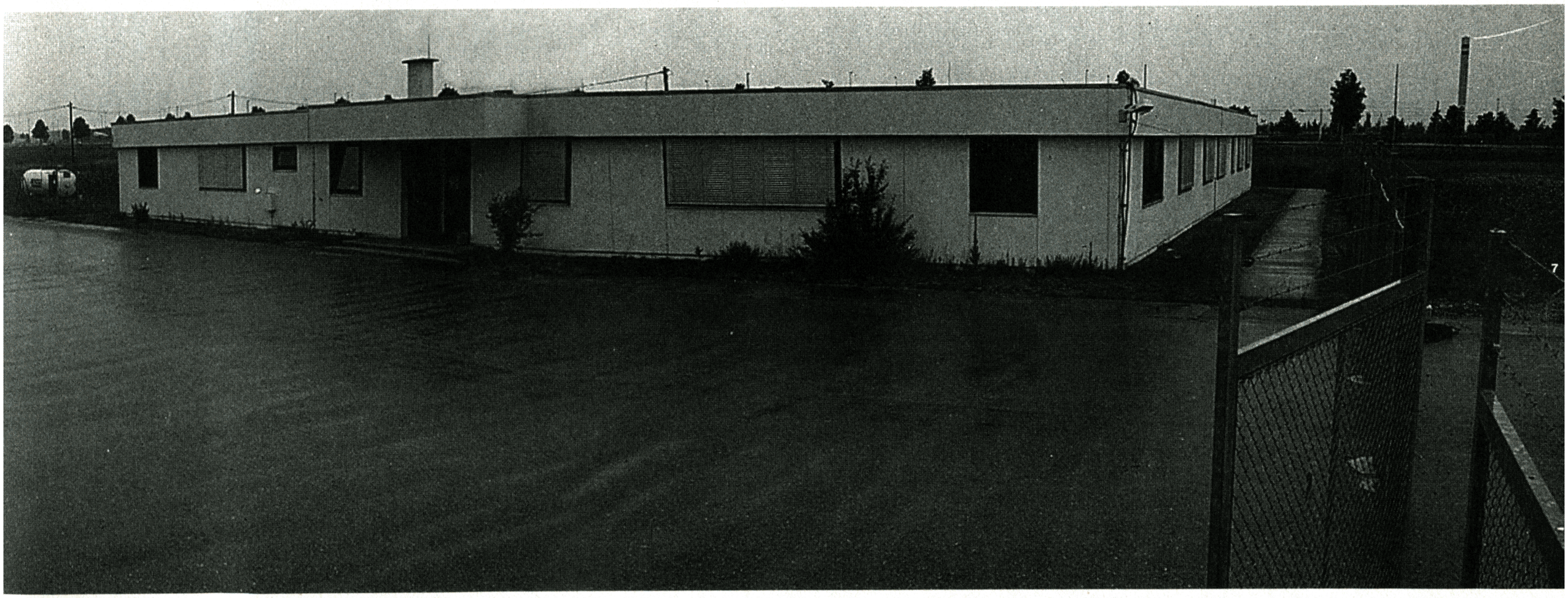
von den paar hundert Anwälten, die's in München gibt, die wenigen, die sich mit Ausländerrecht befassen. Und auch da gibt's nur ganz wenige Idealisten, die das in der kurzen Zeit machen. Meistens passiert das ganze Verfahren schriftlich. Nur in den wenigsten Fällen kriegt der Anwalt oder der Richter den Kläger zu sehen. Die Anwälte verlassen sich auf unsere Angaben, die Richter verlassen sich auf die

Einschätzungen vom Grenzschutz und vom Bundesamt. Die haben dann zwei Aussagen auf dem Tisch: Der Anwalt hat dies gesagt, das Bundesamt hat jenes gesagt. Der Großteil der Ablehnungsentscheidungen stellt die Glaubwürdigkeit des betreffenden Flüchtlings in Frage, ohne daß der Richter ihn jemals zu Gesicht bekommen hätte.

Kommen wir noch mal auf den Status der Leute zurück, die in diesem Gebäude untergebracht werden. Amnesty International hat im Jahresbericht 1995 gesagt, daß in Deutschland Asylbewerber im Flughafenverfahren für die Dauer der Überprüfung ihres Antrags inhaftiert werden...
„Inhaftiert" gibt ein bißchen eine falsche Note.. Die offizielle Sprachregelung vom Innenministerium ist: Die Leute sind freiwillig hier, denn sie können ja jederzeit zurückgehen. Das ist natürlich zynisch. Der internationale Terminus ist detention, detention camp. So heißen sie auch in anderen Ländern: detention center, restricted area. Es gibt keine Bewegungsfreiheit. Es wird kontrolliert, wenn auch die Schärfe der Überwachung nicht mit einer Haft zu vergleichen ist. Aber die Leute werden hier festgehalten, sie werden interniert, wenn man so will und müssen diese Zeit überbrücken. Daß die materielle Ausstattung mangelhaft ist, oder daß das Essen nicht paßt, das ist halb so wild. Das Schlimme ist die Ungewißheit. Du weißt nicht, bleibst du drei Tage oder drei Wochen. Du hockst hier, sitzt am Fenster, und dann kommt die nächste grüne Minna angefahren: Vielleicht bringen die nur das Essen, vielleicht lösen sie einen Kollegen ab, vielleicht holen sie dich ab. Das ist das, was die Leute wahnsinnig macht.

Mit der Änderung des Asylrechts ist die Zahl der Asylbewerber insgesamt stark zurückgegangen. Wie hat sich das am Flughafen ausgewirkt?
Mit dem neuen Gesetz ist die Zahl der Asylbewerber bundesweit auf ein Drittel zurückgegangen, auf 120.000 im Jahr. Die Flughafenfälle sind noch drastischer gesunken. Von den 120.000 kommen gerade noch 4.000 - 5.000 über alle 10 Flughäfen in Deutschland. Schwerpunkt ist Frankfurt, dann kommen München, Düsseldorf und Berlin. Ende der 80er Jahre war die Quote der Einreisenden über Flughafen bei 20 - 25 %, heute liegt sie bei 3 %. Die restlichen 97 % kommen ohnehin auf dem Landweg und steigen beispielsweise am Neufahrner Kreuz aus einem osteuropäischen Sattelschlepper.

Wenn heute die meisten Leute auf dem Landweg nach Deutschland kommen, kann man dann sagen, daß die Flughafenregelung vor allem eine politische Funktion hat?
Tatsächlich sind die 3 %, die über den Flughafen kommen, die am gründlichsten kontrollierten Flüchtlinge in ganz Deutschland. Aus der Sicht von Kanther ist das Flughafenverfahren als Filter geschaffen worden, um möglichst schnell vor der Grenze all diejenigen herauszufischen, die seiner Meinung nach nicht ins Asylverfahren gehören. Dafür ist ein ungeheurer Aufwand getrieben worden: dieses Gebäude, das Personal, die ganzen Befragungen. Da sagen sogar BGS-Beamte und Einzelne vom Bundesamt: Völliger Schwachsinn, wir lassen eh 80-90 % der Flughafenleute ins Land.
Aber man hat dieses Flughafenverfahren geschaffen als Ventil: Wenn auf einmal mehr Leute kommen von einer Gruppe, die man nicht haben will, dann dreht man den Flughafen-Hahn zu und lehnt diese Leute als „offensichtlich unbegründet" ab. Die Abschreckung funktioniert. Nach einigen Wochen ist die entsprechende Flugroute tot, und es kommt keiner mehr. Das hängt natürlich damit zusammen, daß heute kaum noch jemand alleine über eine Grenze kommt, das läuft zunehmend über irgendwelche Organisationen. Und wenn dann z.B. eine Organisation in Kurdistan feststellt, daß es am Münchner Flughafen Schwierigkeiten gibt, dann wird ausgewichen, dann läuft das mit dem Sattelschlepper über Österreich. So oder so, die Leute kommen rein, wie in anderen europäischen Ländern auch. In Italien und Frankreich gibt es Zehntausende von Illegalen, bloß zählt die keiner. Nur in Deutschland gibt es diese spezielle Obsession, jeden einzelnen erwischen, zählen und durch irgendwelche Lager schicken zu müssen.



Schub-Service München: Die freundliche Abschiebung

Der Raum auf dem Photo befindet sich auf dem Gelände des Münchner Flughafens und heißt „Schubraum“. Wer auf einem dieser Stühle Platz nimmt, wartet auf seine Abschiebung und heißt in der Grenzschutz-Sprache „Schübling“. Wer sich nicht so einfach abschieben lassen will und sich wehrt, wird „Randalierer“ genannt und in eine der zwei benachbarten Zellen gesteckt, auch diese in sauberem Weiß gehalten. Denn das freundliche Design des neuen Flughafens macht vor den Diensträumen des Bundesgrenzschutzes, Abteilung Rückführung, nicht halt. Die Beamten präsentieren stolz die neue Durchleuchtungsmaschine fürs Fluggepäck. Ja, die sieht wirklich zivil aus. Fast wie hinter dem Schalter der Swiss-Air. Nur daß deren Passagiere nicht im vergitterten Auto gebracht werden und daß man in ihrem Fall nicht von „Anlieferung“ spricht:

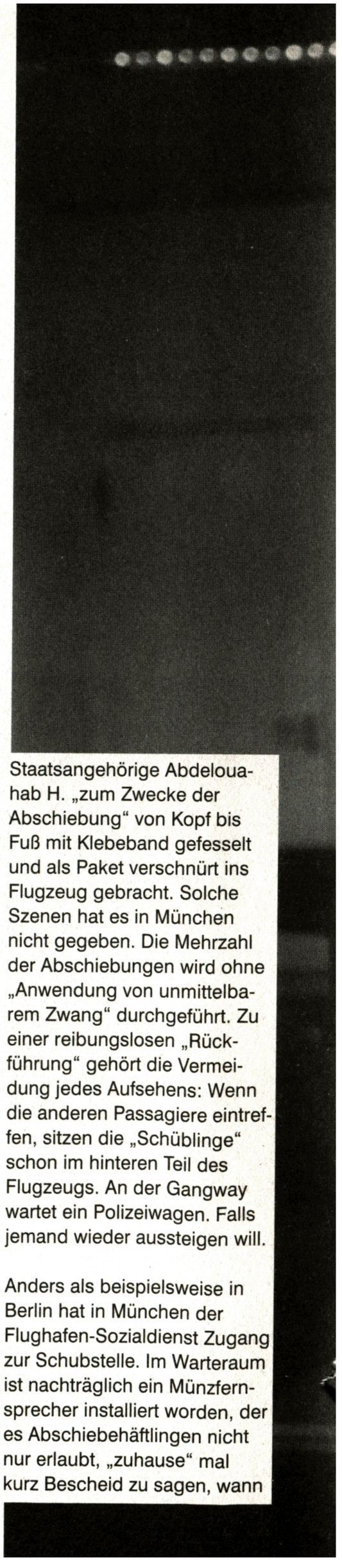
Pressebeauftragter Bogon: „Die Schüblinge werden hier zwei Stunden vor Abflug angeliefert, werden einer körperlichen Untersuchung unterzogen wie jeder andere Fluggast auch. Der BGS macht den Check-In,und wir bringense dann von hier aus auf die Maschine, um sicher zu gehen, daß sie das Land verlassen haben. Nach zwo Stunden sinse weiter.“

Im letzten Jahr hat der Grenzschutz am Münchner Flughafen 3.500 Abschiebungen durchgeführt, am Tag zwischen 5 und 25, durchschnittlich 10. Die Menschen, die da „geliefert“ werden, das sind, wie es im Kreisverwaltungs- und Ausländerbehörden-deutsch heißt, „Ausländer, deren Aufenthaltsrecht in der Bundesrepublik abgelaufen ist.“ Und weil diese Ausländer das oft nicht einsehen wollen, wird ihre „Ausreisepflicht zwangsweise durchgesetzt“.

Deshalb werden sie von der Polizei aus der Wohnung abgeholt, sie werden auf der Straße aufgegriffen, in der Arbeit oder in der Schule verhaftet. Um ganz sicher zu sein, daß sie aus Deutschland verschwinden, nimmt man sie in Abschiebehaft. Dort sitzen sie für Tage, für Wochen oder für Monate, bis die Verwaltungsmaschine ein Flugticket ausgespuckt hat. Im Gefängnishof fährt der Shuttle-Bus vor. Im einfachsten Fall heißt die Strecke Stadelheim - Flughafen München:

Abteilungsleiter Zieme: „Wenn aus der Haft angeliefert wird, und es sind drei Personen, die an einem Tag abgeschoben werden, und man kann die alle drei auf einmal aus Stadelheim mitbringen, dann bringt man die mit. Was in ‘n VW-Bus reinpaßt, wird mitgenommen. Hier wird mehrmals pro Tag angeliefert und zwar nur zu geeigneten Zeiten, zwischen Stadelheim und hier wird dann gependelt, mehrfach.“

Aber „geliefert“, so Zieme, „wird aus ganz Bayern, auch aus Baden-Würtemberg, je nach der günstigsten Flugverbindung.“ Und wenn’s besonders wichtig ist, daß jemand schnell außer Landes kommt, wird auch mal ein Polizei-Hubschrauber ins Rennen geschickt: „Einmal hatten wir eine Anlieferung mit Hubschrauber, weil Anlieferung mit dem Fahrzeug aus zeitlichen Gründen nicht mehr möglich war. Das war eine Abschiebung wie andere auch, die nur wegen der kurzfristigen Buchung so verlaufen ist.“
Bei einer Abschiebung in Frankfurt erstickte 1994 der nigerianische Staatsangehörige Kola Bankole, nachdem er an einen Flugsitz gefesselt, geknebelt und mit Psychopharmaka „ruhiggestellt“ wurde. Im November 1995 wurde der 25jährige algerische



Staatsangehörige Abdelouahab H. „zum Zwecke der Abschiebung“ von Kopf bis Fuß mit Klebeband gefesselt und als Paket verschnürt ins Flugzeug gebracht. Solche Szenen hat es in München nicht gegeben. Die Mehrzahl der Abschiebungen wird ohne „Anwendung von unmittelbarem Zwang“ durchgeführt. Zu einer reibungslosen „Rückführung“ gehört die Vermeidung jedes Aufsehens: Wenn die anderen Passagiere eintreffen, sitzen die „Schüblinge“ schon im hinteren Teil des Flugzeugs. An der Gangway wartet ein Polizeiwagen. Falls jemand wieder aussteigen will.

Anders als beispielsweise in Berlin hat in München der Flughafen-Sozialdienst Zugang zur Schubstelle. Im Warteraum ist nachträglich ein Münzfernsprecher installiert worden, der es Abschiebehäftlingen nicht nur erlaubt, „zuhause“ mal kurz Bescheid zu sagen, wann

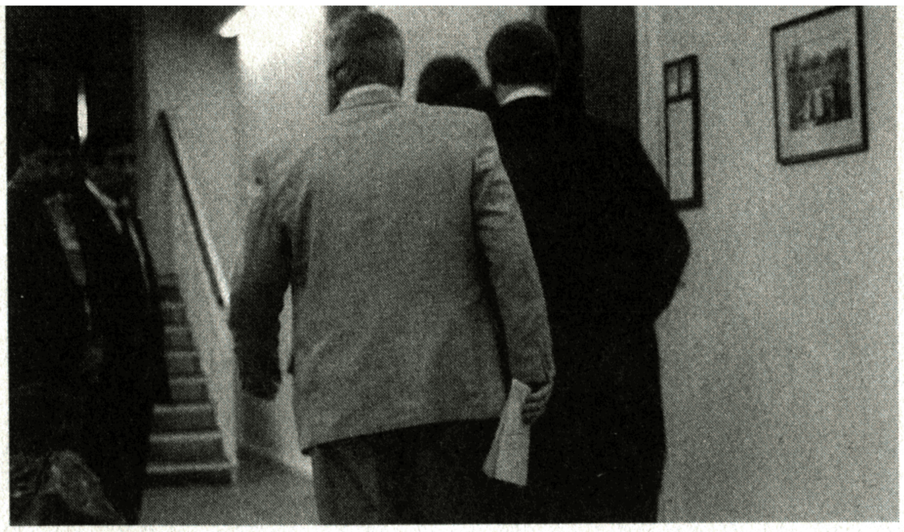
sie ankommen. Sie dürfen auch ihren Anwalt anrufen. Allerdings weiß Herr Bogon, daß das meistens nichts mehr nützt:

„In aller Regel ist es dann zu spät. So ‘n Anwalt braucht ja auch Zeit. Wenn er ‘ne einstweilige Verfügung bei Gericht erlangen will, dann muß er zumindest die Zeit haben, das niederzuschreiben und durchzufaxen. Von hier aus wird das sehr sehr eng.“

Auf dem Münchner Flughafen leistet man sich die Abschiebung mit menschlichem Antlitz. Denn die freundliche Abschiebung ist die reibungslose Abschiebung. In zwei Stunden ist der Schübling über den Wolken und die Grenzschützer können sich weiter als „besseres Bodenpersonal“ fühlen, das für seine unfreiwilligen Flugreisenden den Check-In erledigt, als ob es nach Mallorca ginge.

Kultur und Härte
Willkommen im Asylgericht

Ansbach, kreisfreie Stadt, Hauptstadt (Regierungsbezirk Mittelfranken), 37000 Einwohner. In Ansbach steht ein Verwaltungsgericht, zuständig für Asylsachen aus ganz Bayern. Im Asylkosmos ist Ansbach deshalb ein Begriff, ähnlich wie „KVR“, „Untersbergstraße“ oder „Aufforderung zur Ausreise“. Familie D. ist vor sechs Jahren aus dem Libanon geflüchtet. Um 9.00 h beginnt die Verhandlung über ihren Asyl-Folgeantrag: Familie D. gegen Bundesrepublik Deutschland.

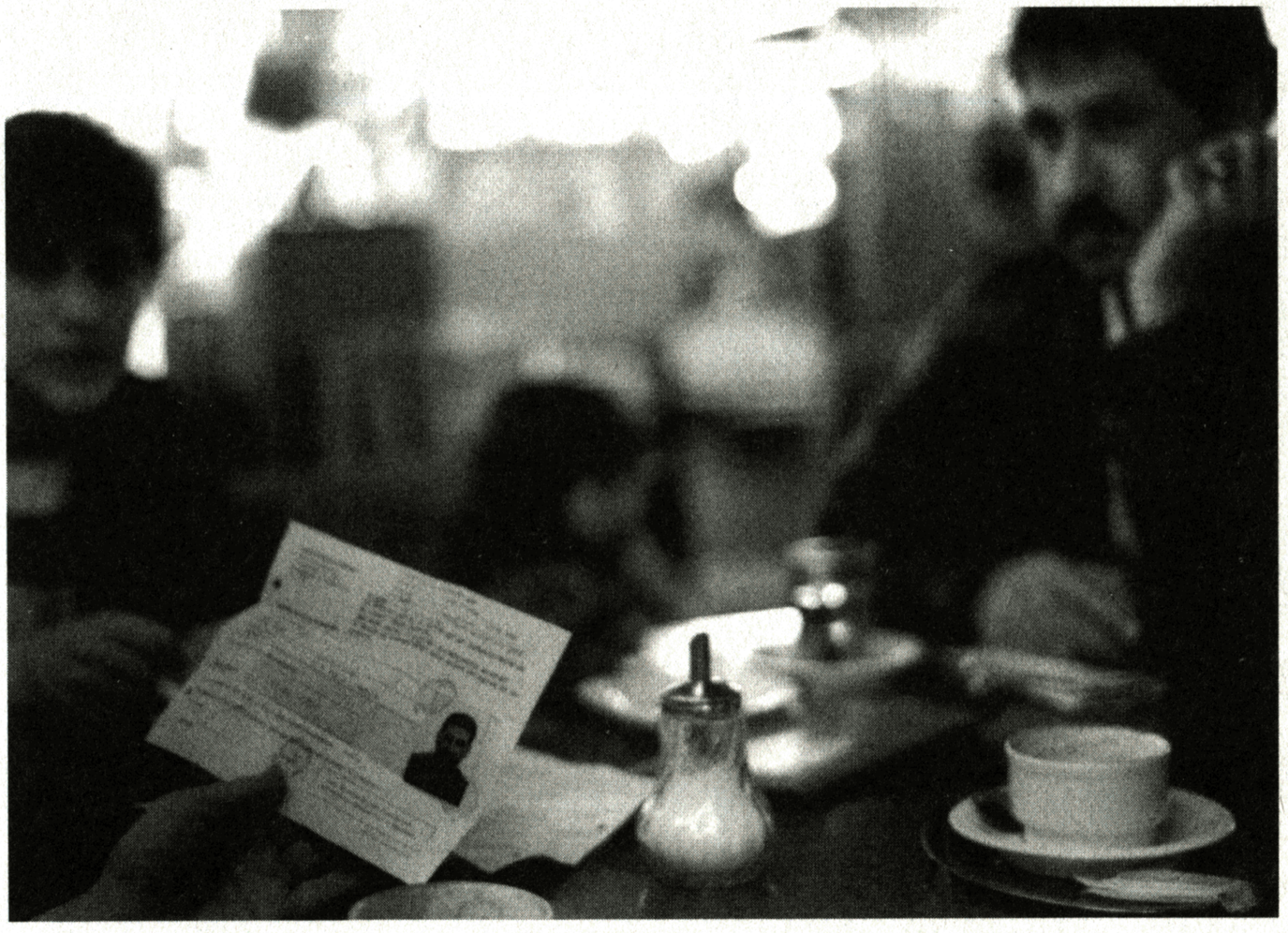


Verwaltungsgericht Ansbach. Der Warteraum ist hell und freundlich.
„Denkst Du dann am Blick dich weidend/ Reiner Brust der Großen, Holden/ Wird die Sonne, rötlich scheidend/ Rings den Horizont vergolden.“
Hold, Gold, Zeugnis hoher Kultur, Selbstvergewisserung der Eingeborenen-Gesellschaft: „Kultur bezeichnet - auf beinahe unmerkliche Weise - ein Konzept der Verfeinerung und der Erhebung. Man liest Dante oder Shakespeare, um mit dem ‘Besten’ Schritt zu halten, was gedacht und erkannt worden ist, und um sich selbst, die eigene Gesellschaft und Tradition im hellsten Licht zu sehen. Mit der Zeit wird die Kultur, häufig militant, mit der Nation oder dem Staat assoziiert, nahezu immer mit einem gewissen Grad an Xenophobie.“
(Edward W. Said: Kultur und Imperialismus. Frankfurt am Main: Fischer, 1994)

Das Gericht tritt zusammen. Große Kammer. Neben drei Berufsrichtern sitzen noch zwei Schöffen, die nichts zu melden haben. Den Vorsitz hat Richter Lehner. Berichterstatter Klinke erstattet Bericht: Ostentativ genervt trägt er die Ergebnisse der bisherigen Verhandlungen vor. Hoffnung auf eine neue Wertung des Asylantrags gibt es kaum noch.

Das Gericht wendet all seine Pfiffigkeit auf, um die Darstellung von Herrn D. in Zweifel zu ziehen. Die vorgelegten Beweismittel seien als gefälscht zu betrachten und selbst wenn sie als echt betrachtet würden, sei das nicht erheblich, die Haftbedingungen im Libanon seien nach Überzeugung der Kammer nicht unmenschlich. Laut Lagebericht des Auswärtigen Amtes sei der Libanon auf dem Wege der Demokratisierung und selbst die jüngsten israelischen Raktenangriffe (das Verfahren fand im Mai dieses Jahres statt), die auch das Dorf der Familie getroffen hatten, stellten kein Abschiebehindernis dar. Äußerstenfalls müsse sich die Familie im Norden des Landes in ein Lager begeben. Irgendwann, nebenbei, fällt das Wort von den „Märchen aus 1001 Nacht“.

Im Eiscafé. Beratung mit dem Rechtsanwalt. Der Asylantrag ist abgelehnt. Das ist kein ungewöhnliches Ergebnis. Außergewöhnlich allerdings die emotionale Beteiligung des Richters: Fast brüllend, dabei in seltsamer Erregung Aktenstapel vom Tisch aufnehmend und wieder fallen lassend, hat er das Urteil der Kammer verkündet. Und dem Spruch im Namen des Volkes noch die persönliche Empfehlung hinzugefügt, die deutsche Justiz nicht weiter mit dem Fall zu behelligen: „Es wäre gut, wenn das nicht mehr zu uns käme. Wenn das mal der Öffentlichkeit zu Ohren käme. Unglaublich, was da mit dem Rechtsstaat getrieben wird. Es gibt ja auch noch andere Verfahren in Deutschland!“



„I'm not this pure,
happy Riot Girl,
I've a deal with
the ongoing system"

„I'm not this pure, happy Riot Girl, I've a deal with the ongoing system"

Ein Gespräch mit Kathy Acker

"Ich wandte mich also de Sade zu, der meiner Meinung nach der größte Verfasser des Ödipus-Mythos ist. Durch die Feministinnen wurde mir dann klar, warum man den Vater dezentralisieren muß. Mir wurde auch klar, wie meine Beziehung zu den alten, männlichen Dichter-Autoritäten aussieht. Charles Olson hatte gesagt, wenn du schreibst, mußt du deine Stimme finden. Ich konnte meine eigene Stimme aber nicht finden. Und ich bin sicher, das war der Punkt, an dem ich anfing, mit unterschiedlichen Stimmen zu schreiben und mich mit Schizophrenie zu beschäftigen. Dahinter stand gewissermaßen der Kampf gegen die Väter." Kathy Acker ist Schriftstellerin und lebt in New York, San Francisco und London. Im Maas Verlag erscheint demnächst ihr neues Buch „Pussy, King of the Pirates" in deutscher Übersetzung. Wir haben mit Kathy Acker über Feminismus, Pornographie und ein besseres Leben gesprochen.

Dein neues Buch beginnt mit zwei Ansprachen: dem Monolog von Artaud und dem von O. Als ich diese Monologe las, mußte ich daran denken, wie mir vor einigen Jahren ein Buch über Frauen und Masochismus in die Hände fiel. Ganz am Anfang dieses Buches geht es um eine Frauenkonferenz in Kopenhagen 1972, deren Themen „Sisterhood", antipatriarchaler Kampf, Organisierung der Frauenbewegung usw. waren. Dann wird beschrieben, wie es auf der Konferenz zum Krach kommt: Eine Frau steht auf und schreit durch den Raum, daß es solange keine feministische Emanzipation gebe, bis Frauen nicht die Gründe für weiblichen Masochismus analysiert hätten. In diesem Buch habe ich das erste Mal über Pauline Réages Buch „Die Geschichte der 0" - einen der Klassiker der masochistischen Literatur - gelesen. Welche Bedeutung hat Masochismus für die Konstruktion weiblicher Identitäten?

Die ganze Sache ist sehr kompliziert. Wenn wir zwanzig, dreißig Jahre zurückgehen, in eine Zeit, von der du gerade gesprochen hast, können wir feststellen, daß viele Frauen, die ihr Selbstbewußtsein stärken wollten, einiges von dem verleugnet haben, was mit ihrer Sexualität zu tun hatte. Für Lesben war die Sache ein bißchen einfacher. Aber für die, die mit Männern zusammen sein wollten, war die Situation schwierig. In der Zeit, in der ich anfing, Sachen zu machen, begann sich das allmählich zu ändern. Es wurde klar, daß man als Frau Einfluß und Selbstbewußtsein, daß man Macht haben kann und gleichzeitig seine Sexualität erforschen und entwickeln kann. In den USA - in denen es eine ganze Reihe feministischer Bewegungen gibt - wurde dann eine bestimmte lesbische Bewegung stark, beeinflußt von Frauen wie Gayle Rubin und Pat Califia. Sie haben gesagt: „Sexualität ist Stärke", und die Abwehr von Sexualität ist nicht der beste Weg, eine Feministin zu werden. Es wurde klar, daß es im sexuellen Spiel zwischen Lesben Situationen gibt, in denen du Macht hast, und Situationen, in denen du keine Macht hast, also es ging um Dominanz und Unterwerfung. Plötzlich wurde es möglich, darüber zu reden, daß du manchmal auch den Wunsch hast, dominiert zu werden. Für die alten Feministinnen war das absolut kein Thema. Für die neuen Feministinnen aber war 0 mit der Zeit keine schreckliche Figur mehr. Sie wurde zu einer Figur, die man betrachten, mit der man eine Art Spiel inszenieren konnte, aber nur unter der Bedingung, daß man ein Feld außerhalb des Patriarchats finden kann. Wir müssen also diese Diskussion weiterführen.

Was sollte der Kontext einer Diskussion über sexuelle Phantasien sein?

Zuallererst brauchen wir eine Gesellschaft, die nicht länger den Körper und alles, was mit dem Körper zu tun hat, erniedrigt. Wir müssen uns darüber klar werden, daß Geist und Körper zusammen agieren, und vor allem daß man Sex nicht fetischisieren darf, sondern daß er etwas mit Einbildungskraft zu tun hat, mit Phantasien, sagen wir mal, mit Hoffnungen und Träumen. Es geht darum, uns zuzugestehen, daß wir sexuelle Wesen sind - nicht an erster Stelle -, sondern in dem Sinne, daß es viele Momente in einem Subjekt gibt, die alle zusammenwirken. Die Fetischisierung von Sex funktioniert so, als ob wir kleine Black Boxes vor anderer Leute Brustwarzen sähen und dann nur noch von einem Gedanken besessen wären, dem Gedanken: „BRUSTWARZEN!". Genauso haben wir diese Black Boxes vor dem Geschlecht, und sehen nichts als „GESCHLECHTSTEILE!" - Anstatt zu sagen, Sex ist nur ein Teil des Menschseins. Ein Teil. Ein anderer ist, arbeiten zu wollen, ein anderer irgendwo ein bißchen Geld zu verdienen, ein anderer vielleicht, Kinder zu kriegen. Ich weiß nicht genau, es gibt viele Teile dieses Menschseins.

Wenn du sagst, es geht darum, Sexualität als selbstverständlichen Teil des Daseins zu begreifen, sie nicht zu fetischisieren usw., dann kann ich das nicht ganz teilen. Wenn ich über meine Sexualität nachdenke, muß ich gestehen, daß sie kein selbstverständlicher Teil meiner selbst ist. Mir ist nicht ganz klar, was ich mit meinen Phantasien und Wünschen anfangen soll. Manchmal existiert so etwas wie eine Konfrontation zwischen, sagen wir mal, meinen politischen Vorstellungen von Freiheit und meinen sexuellen Phantasien von Unterwerfung. Ich glaube, daß Sexualität ein kompliziertes Machtverhältnis ist, das im Laufe der menschlichen Geschichte hergestellt wurde. Ich kann es in keinster Weise als selbstverständlichen Teil meiner selbst sehen in einer Art und Weise von: Das ist mein Job, das sind meine Freunde und Freundinnen, das ist meine Arbeit, und das ist mein Sex.

Wir haben im Grunde alle ähnliche Probleme. Das Feld des Sex ist sehr radikal. Ich meine, hier kann wirklich ein Moment totaler Veränderung in einem Leben stattfinden. Plötzlich handelst du, wie du es nie von dir erwartet hättest. Meistens erlauben wir uns aber nicht, darüber zu reden. Das macht es, glaube ich, schlimmer. Das müssen wir ein bißchen ändern.

In einem Gespräch mit Sylvère Lotringer hast du gesagt, daß du Foucault gelesen hast und daß dir das sehr wichtig war. Foucault ist davon ausgegangen, daß das Reden über Sexualität weniger eine verbotene Praxis ist, sondern vielmehr Teil des historischen Diskurses, der Sexualität in der bestehenden Art und Weise hervorgebracht hat.

Einerseits stimme ich Foucault zu, andererseits muß ich sagen, macht Foucault es sich einfach, indem er idealistisch argumentiert. Ich bin nicht die erste, die das sagt. Eine ganze Reihe von Feministinnen haben schon darauf hingewiesen, daß Foucault idealistisch vorgeht. Es ist eine Sache, schwul zu sein und zu sagen, was er sagt; eine andere hingegen, eine Frau zu sein, denn als Frauen haben wir nicht diese festgefügte Identität, von der Foucault spricht, sondern befinden uns stärker in einer Situation der Unterdrückung. Männern wurde nicht gesagt, sie haben über ihre Körper zu schweigen. Männer reden die ganze Zeit über ihre sexuellen Wünsche. Aber als Frauen ist uns beigebracht worden, daß man darüber nicht spricht. Und das macht einen großen Unterschied aus. Wir können nicht alles auf einen Schlag verändern. Es gibt Determinierungen, aber es gibt auch so etwas wie einen Willen und den sollten wir dazu benutzen, für uns mehr und mehr Freiheiten zu schaffen. Wir müssen sagen können, ich will etwas von dieser Person, oder: ich habe diese oder jene Phantasien. Vielleicht gibt es etwas Schwieriges an dieser Situation, wie Foucault es ja auch herausgearbeitet hat, aber auch diese Kritik ist begrenzt auf einen bestimmten Kontext. Wir befinden uns in einem per-

manenten Guerillakrieg und zu einem bestimmten Moment, an einem bestimmten Ort, ist es notwendig zu sagen: „Das bin ich und das will ich!“

Also wenn du das so bestimmt sagen kannst: „Hier bin ich, wir leben im Guerillakrieg und das ist es, was ich will“, was würdest du dann konkret vorschlagen? Was sind die nächsten konkreten Schritte für Frauen, um ihre eigene Sexualtiät zu entwickeln?
Das beschreibe ich in meinen Texten, das ist der Grund, warum ich Literatur produziere. Das verändert sich allerdings die ganze Zeit. Sexualität ist, wie gesagt, etwas sehr radikales. Du kannst dir nie sicher sein, wie sie sich verändern wird. Ich meine, ich habe zum Beispiel Foucault gelesen, und dann habe ich eine Frau, wie Kathleen Hanna (Sängerin von Bikini Kill, die Red.) gehört. Und dann habe ich mir gedacht, sie trifft genau den Punkt. Ich weiß, Kathleen hat sich auch sehr verändert, aber sie hat eine emotionale Ausdrucksstärke, die Foucault nicht hat. Und ich glaube, es ist wirklich Zeit zu sagen, für uns als Frauen ist es hier und jetzt notwendig - und das ist das Minimum - gerade wenn man verfolgt, was in vielen Teilen der Welt politisch passiert, unsere Sexualität zu entwickeln.

Bikini Kill und die Riot Girls sind ein gutes Stichwort. Was hältst Du von ihnen?
Ich liebe sie. Sie haben mein Leben geändert, und ich habe eine Menge von ihnen gelernt.

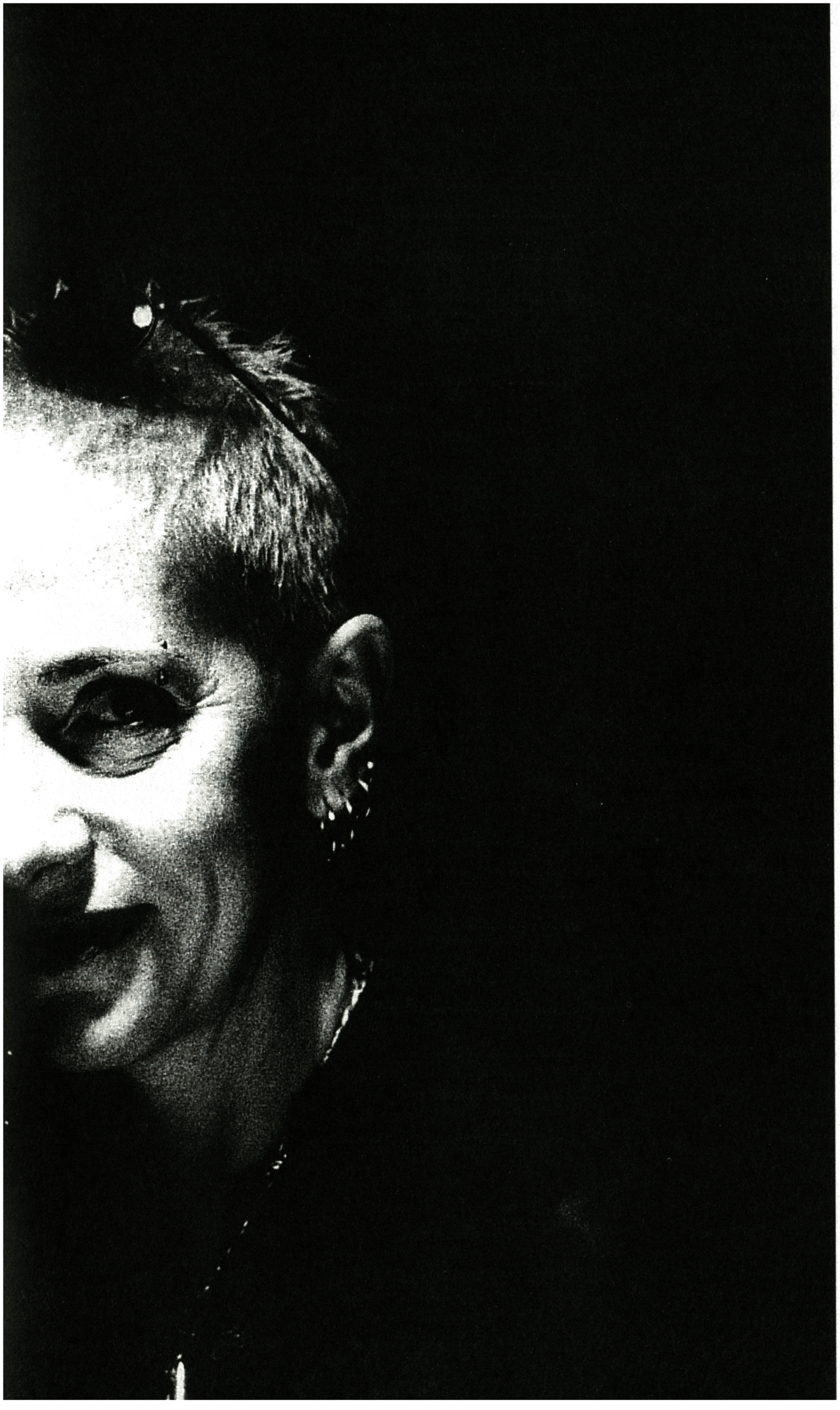
Was?
Weißt Du, ich bin in einer Generation groß geworden, in der es für Frauen sehr schwer war, überhaupt irgendetwas zu sagen. Die ganze Zeit habe ich um diese Möglichkeit gekämpft: um das Recht, zu sprechen. Aber immer blieb das Gefühl zurück, daß ich mich darin erschöpfe, überhaupt zur Sprache zugelassen zu werden. Ich hatte schon sechs Jahre in San Francisco gelebt, als plötzlich Bands wie Bikini Kill und Tribe 8 auftauchten und einfach auf die Bühne gingen und jeden Scheißdreck dort oben machten, den sie wollten. Und ich dachte, das ist es, was ich mir als Kind erträumt habe. Ich hatte immer die Jungs gesehen, die die Bühne stürmten, die Hose runterließen und zeigten, wie lang ihr Schwanz war. Dieses ganze Prä-Heavy-Metal-, Heavy Metal-, Punk- und Sonstwas-Zeug. Ich stand als Mädchen dabei und dachte, du kannst nur zugucken. Und plötzlich machten das alles auch Mädchen. Uns sie zeigen keine Schuldgefühle. Sie erklären nichts. Sie entschuldigen nichts. Sie sagen nicht, in Wirklichkeit bin ich gar nicht gewalttätig. Sie machen es einfach.

Ich möchte mit dir über die Dynamik des Kapitalismus sprechen. Nehmen wir zum Beispiel die Riot Girl-Geschichte. Ich teile deine Begeisterung, Frauen zu sehen, die aggressiv und gleichzeitig souverän auftreten. Nach dem transatlantischen Import der Riot Girl-Bewegung in die Bundesrepublik wurde jedoch die Möglichkeit deutlich, die Riot Girls auf ein rein modisches, sexualisiertes Phänomen von Mädchen in Minirock, mit Springerstiefeln und albernen Haarspangen zu reduzieren.
Ich muß sagen, daß es hier nicht nur um die Dynamik des Kapitalismus geht, sondern auch um die Logik des Patriarchats. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, aus dem Kapitalismus oder aus dem Patriarchat auszusteigen. Ich habe die Hippies gesehen, als ich jung war, und die ganze Sache sah schlecht aus. Man kann nicht aussteigen. Was wir lernen müssen, ist aufzuhören, dualistisch zu denken. Wir dürfen nicht in diesen Entweder-Oder-Dimensionen denken. Wir leben im Patriarchat, wir leben im Kapitalismus, wir müssen versuchen, das System zu unterlaufen, während wir gleichzeitig in ihm leben. Ich streite in keinster Weise ab, daß ich vom Kapitalismus und vom Patriarchat geprägt werde. Ich kämpfe gegen Herrschaft und bin doch gleichzeitig von ihr geprägt. So ist das. Ich will den ganzen gottverdammten Mist, den ich ablehne. Auch ich warte auf Prinz Charming, der vom Himmel fällt, um mich zu retten, und gleizeitig verachte ich diesen ganzen Scheiß. Das kann man erst einmal nicht ändern. Das ist auch ein Problem für die Riot Girl-Geschichte. Manchmal denke ich, wenn ich mir San Francisco so ansehe, daß es eine kleine Insel ist, geradezu für die Mädchen geschaffen, Mädchen in den Zwanzigern. Was aber passiert, wenn sie Geld verdienen müssen, wenn sie älter werden, wenn sie eine medizinische Versorgung brauchen. Ich meine, du mußt dir sagen, ich lebe in der realen Welt, und damit muß ich umgehen. Und das ist ein Problem, weil dann mußt du auch sagen, I'm not this pure, happy Riot Girl, I've a deal with the ongoing system. Ich weiß nicht, was ab diesem Punkt passiert.

In dem Gespräch mit Sylvère Lotringer hast du das Buch „Anti-Ödipus“ von Gilles Deleuze und Félix Guattari erwähnt. Findest du, daß dieses Buch Antworten auf die Frage nach der Identitätskonstruktion gibt, die weitreichender sind als die klassischen Statements der Linken zum Verhältnis von Subjektivität und Kapitalismus?
Ja. Das Buch handelt von der Konstruktion von Identitäten, davon, daß Identität nicht im Singular, nicht phallozentrisch auftreten sollte. Sie sollte nicht von einem zentralen Machtverhältnis abgeleitet werden, das dann der Phallus wäre, so daß eine Frau zum Beispiel sagen kann, ich schlafe mit einem Mann, ich bin sehr glücklich und außerdem bin ich Feministin. Jemand kann sagen, ich lebe im Kapitalismus, aber ich werde ihn weiterhin bekämpfen. Wenn wir von einsinnigen, ungespaltenen Identitäten ausgehen, sind wir dazu gezwungen, ständig mit uns selbst übereinzustimmen oder schuldig zu werden. So bleibt kein Weg zu kämpfen. Wir müßten lächerliche Idealistinnen sein, die bestreiten, daß sie kapitalistisch sind, am Ende kämen wir wieder zur Situation der Hippies.

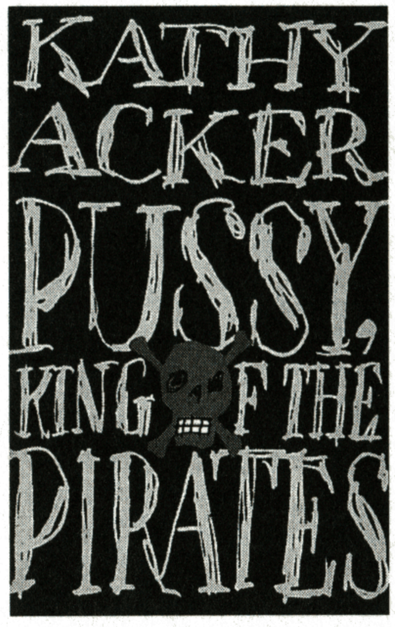
In den 70ern hast du in San Francisco in der Haight Ashbury gelebt, mitten im Hippie-Love'n'Peace'n'Sex'n'Politics-Ding...
In meiner Version der Geschichte sind die Hippies Leute gewesen, die gesagt haben, du darfst nicht gewalttätig sein. Alles ist Peace and Love. Du mußt aus der Gesellschaft aussteigen und dein eigenes, sozusagen reines, unverfälschtes Leben führen. Viele Leute haben nach dieser Devise gehandelt. Zehn Jahre später waren sie Eigentümer erfolgreicher Bioläden. Von den Idealen war nicht mehr viel übrig geblieben. Für die Frauen war die Situation meist verheerend. Ständig Peace and Love, niemals Eifersucht. Meist hatten die Frauen viele Liebhaber und standen schließlich mit Babies da. Für die Kinder gab es kaum finanzielle Unterstützung. Zehn Jahre später, nachdem sie ihre Kinder alleine durchgebracht hatten, waren viele Frauen desillusioniert, weil in dem schönen Idealismus von Herzen, Blumen und Liebe niemand davon sprach, daß es ökonomische Realitäten gibt. Die Hippie-Bewegung in den Staaten wurde quasi vom Wohlstand der 60er Jahre gesponsort. Jugendliche hatten die Freiheit zu sagen, wir brauchen keine Arbeit. Es ist eine Sache, das mit fünfzehn oder fünfundzwanzig zu sagen, eine andere, Mitte dreißig zu sein, ein Kind zu haben und es großziehen zu müssen. Die subjektiven Strukturen von Leuten wurden nicht verstanden. Es wurde zum Beispiel nicht verstanden, daß Leute eifersüchtig werden können. Vielleicht ist es gerade bei den Mann-Frau-Beziehungen so, stärker als bei homosexuellen Beziehungen, daß sie überhaupt nichts mit dem Peace-Love-Business zu tun haben. Es ist so, daß wir Dinge haben wollen, und die Weigerung, ökonomische Lagen zu analysieren, ließ alle in einem Vakuum zurück.

Wo siehst du Alternativen zu diesen gescheiterten Mittelstandskinder-Ereignissen?
Wenn ich mir die USA anschaue, dann haben wir dort einen linken Flügel, der in einem sehr verwirrten Zustand ist, eigentlich eine sehr reiche, bourgeoise Gruppe von Leuten. Ich gebe dir mal ein Beispiel: Susan Sontag macht andere SchriftstellerInnen im Land an, daß sie nicht nach



Bosnien fahren. Ich habe das gelesen - es gibt nicht viel, von dem ich mich angegriffen fühle - aber da bin ich ziemlich wütend geworden. Ich habe mir gedacht, Susan Sontag, du weißt gar nicht, was es bedeutet, arm zu sein. Du verstehst nicht, daß Leute ihren Lebensunterhalt verdienen müssen, und nicht jede sich ins Flugzeug setzen kann, um für zwei Monate nach Bosnien zu gehen. Dazu fehlt uns das Geld. Dankeschön! Das ist nur eine Nebensächlichkeit, aber es zeigt die Unfähigkeit von Leuten, die Einfluß haben. Aber was mir am stärksten auffällt in den Staaten, ist die Abwesenheit von irgendeinem Entwurf, einem Traum, einer Vorstellung. Wir reden viel über das, was wir nicht wollen. Es gibt viel Widerstand gegen Pat Buchanan (rechts-populistischer Präsidentschaftskandidat der Republikaner in den letzten Vorwahlen, die Red.), aber niemand kommt mit einer positiven Perspektive, die etwas in Bewegung versetzen könnte.

Sprechen wir noch einmal über deine Arbeit, die ja der Versuch einer positiven Äußerung ist, nicht direkt auf dem politischen Feld, aber auf dem literarischen. Was denkst du über weibliche Pornographie?
In San Francisco gibt es viele Frauen, die Pornos schreiben oder pornographische Filme machen. An den älteren Feministinnen, die sehr anti-pornographisch eingestellt sind, gefällt mir nicht, daß sie Frauen nicht aus der Sex-Industrie raushelfen, sondern sie ignorieren. Ich finde aber, das ist der erste Schritt. Es gibt viele Frauen in der Sex-Industrie. Sie brauchen Unterstützung. Es geht um eine ganz reale Einstellung dazu. Das hat nichts mit Theorie zu tun. Es ist, wie gesagt, Zeit für Frauen darüber nachzudenken, was sie sexuell wollen. Wir müssen sehen, daß das sehr unterschiedlich ist für verschiedene Frauen, auch verschiedenen Alters. Wir müssen darüber nachdenken, was es heißt, sich auf Sex zu fixieren, also zu sagen, ich will jede Nacht mit jemanden ficken. Das kann vielleicht für eine Sechzehnjährige stimmen, aber für eine Dreißigjährige stimmt das nicht. Ich finde, wir müssen darüber in Begriffen von - ich sag das noch mal - von Phantasien, Sehnsüchten, Vorstellungskraft reden und nicht darüber, ob es dir kommt. Einen Orgasmus zu bekommen, ist nicht so schwer. Was die sex-positive und pro-pornographische Bewegung von Frauen leider nie zugelassen hat, ist eine komplizierte Auseinandersetzung, eine wirkliche Auseinandersetzung über das, was wir wollen, - im Sinne von Freundschaft, im Sinne von Liebe, von lang andauernden Beziehungen, und ich glaube, das ist es, was wir brauchen. Einen Orgasmus kriegen, ist kein Problem.



Grüße aus München. Leben wie im Fernsehen

„Mir san hoid ned im Fernen Osten/ wo die Leit nix kosten." (Richard Süßmeier, Wiesn-Wirt)

Das Unbehagen an einer Stadt kann allerlei hervorbringen. In den vierziger Jahren verschlug es Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, zwei vor den Nazis geflüchtete Theoretiker des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, ins kalifornische Santa Monica. Dort saßen sie, deplaziert alteuropäisch, in der Hollywoodschaukel und ärgerten sich: eine ekelhafte Stadt. Die Eigenheimwüste von Los Angeles und die kulturelle Konfektionsware aus Hollywood, das war der Beleg für die düsteren Aussichten der kapitalistischen Kultur. Die Kritik der Kulturindustrie, die Horkheimer und Adorno anhand ihrer Los Angeles-Erfahrung formulierten, war wichtig und einflußreich. Doch war sie zugleich von einer gewissen Blindheit für die reale Lebenswelt dieser Stadt begleitet. Wie Mike Davis in seinem Los Angeles-Buch „City of Quartz" erwähnt, zeigten die beiden Kritiker der Kulturindustrie „weder Interesse am Aufruhr in den örtlichen Flugzeugfabriken während des Krieges, noch waren sie geneigt, das lebhafte Nachtleben im Central-Avenueghetto von Los Angeles zu genießen." In München ist ein Aufruhr in den örtlichen Flugzeugwerken eher unwahrscheinlich und an Aufmerksamkeit für das halbtote Nachtleben gibt's keinen Mangel. Aber auch hier besteht die Gefahr, die Stadt vor lauter München nicht zu sehen.

1. Fernsehen

Im kollektiven Unbewußten der Nation ist München die Stadt des Reichtums, der Freizeit und des unbeschränkten Konsums. Hier, in der Traumstadt der Republik, wird „gelebt", und das heißt vor allem, Geld

Produkt Wien. Stadt zu verkaufen. Ein Fall für di

Der „Wiener Wirtschaft" geht es schlecht. In den letzten zehn Jahre war Wien geprägt von einer kontinuierlichen wirtschaftlichen Krise, in der die Stadt ihre ehemaligen Trümpfe nicht mehr ausspielen konnte. In der Nachkriegszeit hatte die Wiener Stadtregierung einer seits auf die Ansiedlung von Industriebetrieben in der Wiener Region gesetzt und gleichzeitig den Ausbau der Stadt als Touristenzentrum forciert.

Damit verband sie (vermutlich ungewollt) die zwei Stützpfeiler des Fordismus: Massenproduktion und Massenkonsumtion - und bescherte Wien wirtschaftlich relativ stabile Jahrzehnte. Doch spätestens in den Achtziger Jahren war der „Traum immerwährender Prosperität" ausgeträumt. Gleichzeitig mit der vielzitierten Krise des Fordismus, gekennzeichnet durch einen Rückgang der Wachstums- und Profitraten in den kapitalistischen Zentren, machten sich auch in Wien erste Anzeichen der Stagnation bemerkbar.

Donau, so blau, so grau

Während in anderen Ländern Hauptstädte zumeist als nationaler Wachstumspol fungieren, hinkte Wien in den letzten Jahren selbst dem nationalen Niveau hinterher. Die von Wiener Firmen hergestellten Produkte befanden sich Anfang der 90er Jahre am Ende ihres Produktlebenszyklus, während sich die Wiener Unternehmer über einen Mangel an firmenspezifischen Wettbewerbsvorteilen beklagten. Politisch spiegelte sich die Krise der Donaumetropole vor allem im Niedergang der Sozialdemokratischen Partei. Dabei waren die Sozialdemokraten für Wien in diesem Jahrhundert die prägende politische Strömung, die angefangen vom „Roten Wien" der 20er und 30er mit ihren eindrucksvollen Gemeindebauten - die zu Schauplätzen des Widerstandes gegen die Faschisten wurden - bis heute Wien administrierte. 1991 erreichte die Sozialdemokratische Partei Wiens erstmals seit Jahrzehnten nicht mehr die 50%-Marke.

Im Herbst dieses Jahres wird wieder gewählt und selten wurde so intensiv über die Zukunft der Stadt diskutiert wie in dieser Vorwahlzeit.

Das „sozialdemokratische Jahrhundert" geht seinem Ende zu. Die klassische Arbeitsgesellschaft macht einer neuen, mobilen Gesellschaft Platz: Früher wußte man mit zwanzig, wo man sich mit sechzig finden wird. Das ist vorbei - das Leben ist nicht mehr berechenbar. Die Zukunft des einzelnen ist ebenso offen wie die Zukunft der Stadt.

ausgegeben, geflirtet und mit dem BMW herumgefahren. Gespräche über München sind voll von heiter vorbeihuschenden Bildern aus dem Freizeitleben: München, das sind die großen Brezn und die Nackten im Englischen Garten.

Dieses Bild wird natürlich wesentlich durch die visuellen Medien produziert, von denen es in München mehr als genug gibt. Die Straßen von München sind geläufige Krimi-Kulisse, aber auch vertrauter Schauplatz deutscher Fernsehkomödien aus dem Yuppie-Milieu. In den 70er Jahren gab es noch Versuche, ein anderes München sichtbar zu machen. Fernsehserien wie „Münchner Gschichten“ oder „Schlachthof“ zeigten die Stadt der „kleinen Leute“: Menschen aus der Vorstadt, die noch in echten Mietwohnungen wohnten, die arbeiteten oder entlassen wurden, mit ihren Vorstadt-Geschäften bankrott gingen oder sich mit kleinen Gaunereien durchschlugen. Wie in Fassbinders „Faustrecht der Freiheit“ waren da die Schönen und Erfolgreichen auf jeden Fall die anderen, denen nicht über den Weg zu trauen ist. Doch Therese Giehse ist tot und mit dem München-Realismus ist es vorbei: Irgendwann Mitte der 80er Jahre scheint ein geheimes Gremium der vereinigten Kulturindustrie sich darauf verständigt zu haben, daß München fortan nur noch als Wohn- und Vergnügungsort von genmanipulierten Freizeitmenschen präsentiert werden soll (vielleicht im Austausch gegen eine Abmachung über das Ruhrgebiet, das auch nach dem Verfall der Schwerindustrie als ewiger Sitz des Industrieproletariats weitergeführt wird).

Seitdem jedenfalls funktioniert München als das televisuelle Naherholungsgebiet der Republik. Jede Derrick-Folge versetzt uns in die seltsame Welt der Rundbögenvillen, wo eine neureiche Bourgeoisie ihresgleichen nach dem Leben trachtet. Der durchschnittliche Mittelstandsmord findet im 40-Quadratmeter-Wohnzimmer statt: durch die Panoramascheiben grüßt die Thujahecke und leise dudelt das schnurlose Telephon. Wenn es nicht um sehr viel Geld geht (mindestens hunderttausend oder ein Sack voll Diamanten), dann um die hinterhältigen Formen der Eifer- und Rachsucht, die allein der saturierte Bürger zuwege bringt.

2. Arbeiten

Daß sich im Fernsehprogramm ein bestimmtes München-Bild durchsetzt hat, an dem nicht mehr viel gerüttelt wird, ist nicht weiter erstaunlich. Auch wir fragen uns nicht täglich, ob unsere Vorstellungen von Beverly Hills oder Miami der Wirklichkeit dieser Orte entsprechen. Merkwürdig ist allerdings, daß auch in der Wahrnehmung der Leute, die hier wohnen und arbeiten, München eher ein Ort der Konsumtion als der Produktion ist. Weil die Mühen des Arbeitstages allabendlich in gehobenen Freizeitwerten zurückerstattet werden, denkt jeder, daß es beim Bier nicht aufs Brauen, sondern nur auf's Trinken ankommt. In München zu arbeiten, hat daher einen Hauch von freudiger Knechtschaft. Das gilt naturgemäß besonders für die Medienindustrie. Wir möchten nicht wissen, wie viele sich als „Kreative“ fühlen, weil sie am Bildschirm mit Multimedia-Kitsch hantieren dürfen, und wie viele sich was darauf einbilden, „beim Fernse-

Marketing-Abteilung.

die Stadt sind erst Stück für Stück abzusehen. Große Veränderungen bergen immer Gefahren. Vor allem sind sie aber eines: eine Chance.

Dem vielzitierten „Wettbewerb der Regionen“ folgt parallel dazu die „Metropolenkonkurrenz“: in einer globalisierten Weltwirtschaft kämpfen Städte um Standortvorteile (sog. local competitive advantages) mit dem Ziel, multinationale Firmen anzulocken.
In den Büros der Stadtplaner stehen Konzepte wie „Urban Management“ und „City Marketing“ hoch im Kurs. Und wie bei jedem Produktmarketing geht es auch dabei nicht nur um die „realen“ Merkmale des Produkts, sondern auch um

Standortkonkurrenz

Für Wien wie für andere Städte haben sich mittlerweile die Ausgangsbedingungen verändert. Der Verlust an wohlfahrtsstaatlicher Autorität verlagerte in den letzten Jahren politische Entscheidungsmacht zusehends auf lokale, globale oder supranationale (bspw. EU) Ebenen. Sowohl Städte wie auch Regionen sind heute mehr denn je dazu gezwungen, auf Globalisierungstendenzen, die eine neuartige Integration und Interdependenz zwischen ihnen etablieren, unmittelbar zu reagieren. (Parallel dazu findet aber auch die Desintegration ganzer Länder und Regionen vom Weltmarkt statt - zum Beispiel großer Teile Afrikas.) Der Nationalstaat kann immer weniger auf protektionistische Maßnahmen zurückgreifen, um seine lokalen Märkte zu schützen und zu stärken und versucht vielmehr, einzelne Regionen international wettbewerbsfähig zu machen.

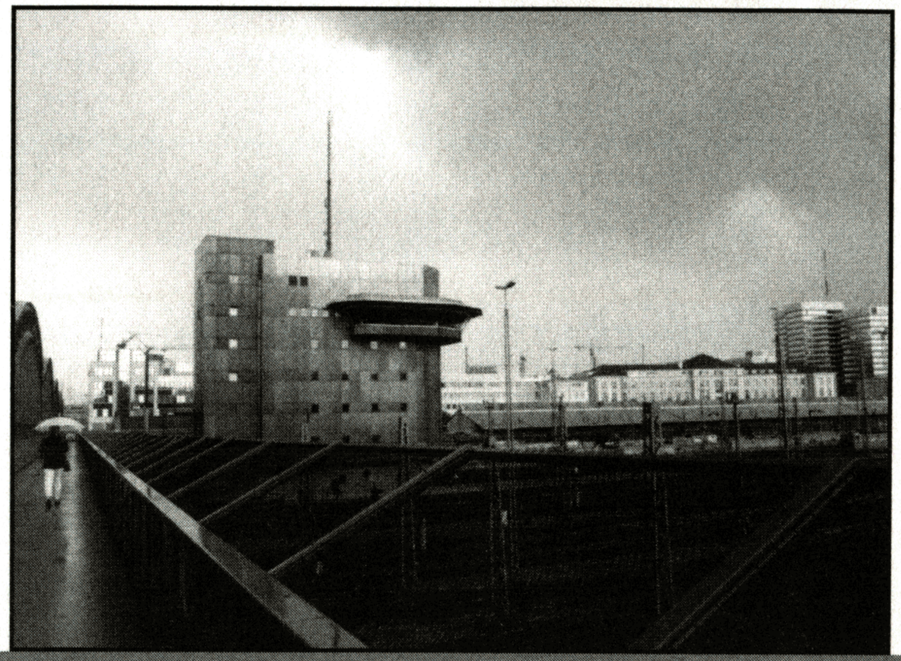
Metropolenkonkurrenz

Mit Mikroelektronik, Telekommunikation, neuen Medien und neuen Netzen werden geistige Arbeit und Kommunikation industrialisiert. Ihre Folgen für

hen“ zu sein, auch wenn sie dort nur die Kabel herumtragen. Die Verdrängung der Arbeit aus dem allgemeinen Bewußtsein hat sicher damit zu tun, daß das Bild einer arbeitenden Stadt immer noch mit 19.-Jahrhundert-Backstein-Fabriken plus hohen Schornsteinen verbunden ist. In dieser Hinsicht hat München fast nur noch die Augustiner-Brauerei zu bieten. Das Bild der City jedenfalls wird von Banken, Versicherungsgebäuden und Menschen mit geschmacklosen Krawatten bestimmt. Weiter draußen gibt es die Komplexe von BMW, Siemens, MTU. Aber daß München einer der größten Industriestandorte Europas ist, läßt sich erst erkennen, wenn man das ganze Kleinzeug mit einbezieht, das sich auf die Fläche bis zum Autobahnring und darüber hinaus verteilt: Gewerbeparks, Zulieferbetriebe der „Luft- und Raumfahrttechnik“ (eine andere Formel für „Rüstungsindustrie“), Software-Klitschen, schnell hingebaut zwischen den Reihenhauskolonien mit Kirche und Maibaum, wo die Ingenieure mit ihren Familien untergebracht sind. Das ganze heißt Hightech-Standort München: eine riesige postfordistische Fabrikanlage ohne rauchende Schlote.

3. CSU wählen

Hier verhält es sich übrigens genau so, wie es Stoiber und die CSU immer sagen: Diese Industrieagglomeration samt dem dazugehörigen regionalen Wohlstand haben wir Franz Josef Strauß zu verdanken. Tatsächlich war ja Strauß nicht nur ein reaktionärer Populist und Landesfürst, der, wie die juristisch einwandfreie Formulierung lautet, im Ruch der Korruption stand, sondern der erste bewußte (und sicherlich der gerissenste) Standort-Politiker der alten Bundesrepublik. Im Zeitalter globaler wirtschaftlicher Konkurrenz heißt Standortpolitik: weltweit sämtliche legalen und illegalen, öffentlichen und privaten Einflußmöglichkeiten zu nutzen, um für den eigenen Staat, die eigene Region, die eigene Stadt, das eigene Dorf und nicht zuletzt für die eigene Machtclique etwas beiseite zu schaffen: Subventionen, öffentliche Aufträge, Immobiliengeschäfte, Geldanlagen, Kapitalinvestitionen, Industrieansiedlungen. Strauß hat das seit seiner Zeit als Atom- und Verteidigungsminister im Kabinett Adenauer mit aller Gründlichkeit getan und die Bayern haben ihn dafür geliebt. Einzelheiten lassen sich übrigens ganz unterhaltsam nachlesen in dem Strauß-Buch des Spiegel-Autors Wolfram Bickerich (Econ-Verlag), allerdings nicht ohne den unvermeidlichen Biographieeffekt: am Ende hat man Strauß, den anerken-



die Schaffung eines Images, das auf einer repräsentativen Ebene die Stadt verkaufen soll. Wichtige Utensilien dabei: Kultur und Identität. Die grüne „Opposition“ ist mit dabei:

Wien wird bunter und spannender. Milieus und Szenen entstehen, graue Bezirke sprenkeln sich mit Inseln einer neuen, jungen, globalen Kultur, Wien wacht auf und wird Weltstadt.

Krisenmanagement

Verschwiegen wird freilich sowohl in den „Wien ist anders“-Werbetexten der sozialdemokratischen Stadtregierung als auch in den programmatischen Multikulti-Visionen ihrer möglichen grünen Koalitionspartner, worin die Kehrseite dieser forcierten Weltmarkt-Anbindung urbaner Räume besteht: Deregulierung und Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse auf Kosten der sozialen Sicherheit und der Qualität der Arbeitsplätze für immer mehr Menschen, patriarchales Krisenmanagement, zunehmende Spaltung/ Segmentierung der Gesellschaft mit entsprechenden Folgewirkungen - Ausgrenzung ganzer Bevölkerungsgruppen, Verelendung etc. etc. Stattdessen betreiben sowohl die Citymarketing-Experten in den Amtsstuben als auch ihre grün-alternativen Stichwortgeber die Kulturalisierung des Sozialen - und verschleiern damit nicht nur die „realen Verhältnisse“ mit einer mehr oder weniger glitzernden Flut an Multikulti-“Grätzel“-Festen und auf Hochkultur getrimmten offiziellen Volksfesten mit Spaßgebot - sie schreiben damit auch die zunehmende Segmentierung der Gesellschaft fest.

Zwar dürfen „Ausländer“ in Wien nach wie vor nicht in gemeindeeigenen „Gemeindebauten“ - seit Jahrzehnten der ganze Stolz der lokalen Sozialdemokratie - Quartier nehmen, was sie letztendlich auf bestimmte Bezirke abschiebt und in der Folge Ghettoisierungsprozesse zeitigt. Dafür veranstalten dann aber diverse Basisgrüne, Sozialinitiativen, Streetworker etc. - nicht selten

mit (finanziellem) Segen der Stadtoberen - im jeweiligen Bezirk („Grätzel“) kleine Straßenfeste: „zum Abbau von Vorurteilen zwischen den Kulturen“ und als „volksnahe“

nungssüchtigen, trinkenden Fleischberg, richtig lieb gewonnen. Passend dazu die Bilder: Pilot Strauß im Cockpit, Jäger Strauß mit Hund und Flinte, Charmeur Strauß mit Romy Schneider. Im Anhang gibt's gratis die Sonthofen- und die Wienerwald-Rede dazu: unvergleichliche Dokumente seines ganz besonderen Demokratieverständnisses.

Kaum war das Atomprogramm durchgesetzt, bemühte sich Strauß, das erste deutsche Kernforschungszentrum nach München zu holen. Weil Adenauer meinte, im Fall eines russischen Angriffs sei München schwer zu verteidigen, erhielt in diesem Fall Karlsruhe den Zuschlag. Dafür wurde dann der zweite Versuchsreaktor in Garching gebaut. Mit dem Lockheed-Geschäft über den Lizenznachbau des F 104-Jets („Starfighter") schuf Strauß auch die Standort-Bedingungen für den Aufbau einer deutschen, von Anfang an

militärisch dominierten Flugzeugindustrie. Daß bis zum 23. Oktober 1987, als der Starfighter ausgemustert wurde, 220 Maschinen abstürzten, hat die strukturpolitische Wirksamkeit dieses Rüstungsgeschäfts nicht beeinträchtigt. Daß heute fast 40 Prozent der Gelder, die das „Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung" jährlich für Rüstungsgüter ausgibt, nach Bayern fließen, geht zu einem großen Teil auf die Bemühungen von Strauß zurück, kapital- und forschungsintensive Rüstungsprojekte nach Bayern zu ziehen. Der größte Standort-Coup war der Zusammschluß der verstreuten deutschen Flugzeugwerke zum MBB-Konzern, dem größten deutschen Technologie-, Rüstungs-, Luft- und Raumfahrtkonzern mit Sitz in Ottobrunn. Ausgreifend von den Rüstungskonzernen MBB, MTU, Krauss-Maffei, DASA und Siemens ist die Region München-Augsburg zum großflächigen Industriepark für „Zukunftstechnolgie" geworden, ein Begriff in dem militärische und zivile Forschung ununterscheidbar verwoben sind.

In seiner ersten Regierungserklärung als bayerischer Ministerpräsident formulierte Strauß das Programm von Regionalpolitik im Zeitalter der Globalisierung: Der wahre Regionalpolitiker ist vor allem Standortpolitiker, weniger Landesvater als Firmenchef. Als Chef des Unternehmens Bayern hob Strauß den staatlichen Etat für „repräsentative Verpflichtungen" um 80 Prozent auf 1,7 Millionen Mark an, reiste durch die Welt und betrieb Bayern-Marketing, das er - nach dem Motto „Man muß sich auch mal die Hände schmutzig machen können" - ganz gut mit seinen eigenen Interessen zu verbinden verstand.

4. Sauber bleiben

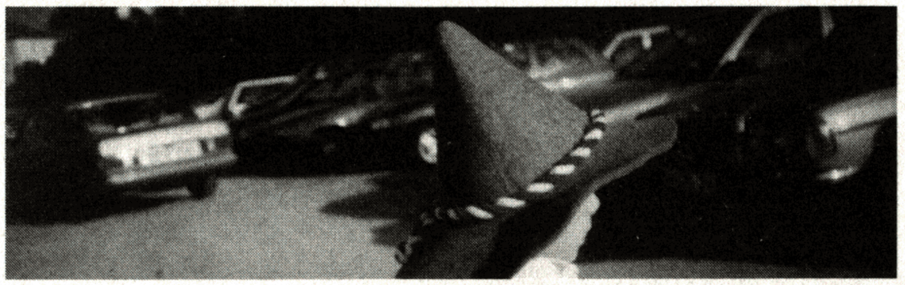
Seinen Besuchern aus aller Welt (jedenfalls denen, die Geld bringen) präsentiert sich München als Dorf, das neben Rathaus-Glockenspiel und

Ergänzung des großen Touristen-Kultur-Festivitätenprogramms des Rathauses. Im Verbund mit diversen „harten" rassistischen Varianten konstruiert dieser „ausländerfreundliche" Kulturalismus kulturelle Identitäten bzw. schreibt sie fest. Als „aufgeklärte" Variante „rassischer" bzw. „ethnischer" Identitäten dienen solche „kulturellen Identitäten" in der Folge als Orientierungsmarken in der entsprechenden sozioökonomischen Topographie der Stadt und verschärfen die für nachfordistische Produktions- und Vergesellschaftungsweisen grundlegende Segmentierung der Gesellschaft.

Stadtidentität

Ein Verbund aus grünen Modernisierungsgewinnern, dynamischen Teilen der erneuerten Sozialdemokratie und MigrantInnen-Eliten haben darüberhinaus eine ökonomische Nische gefunden, die, basierend auf einem ausgeprägten Klientilismus, das ganze Multikultur-Treiben zum Folklore-Spektakel aufmotzt. Zumindest auf diese sehr verquere Art bleiben die grünen Neo-Kleinunternehmer ihrem alten Motto „Think globally, act locally" treu, auch wenn dafür diverse negative Effekte der Globalisierung mittels Kulturalisierung zu liebreizenden Wiener Besonderheiten „umcodiert" werden müssen – Codierungen, die sowohl das Selbstbild der Stadt als auch die entsprechenden Werbesujets bestimmen. Die Suche nach einer spezifischen Stadtidentität hat weltweit begonnen.

Fotos: Jochen Fill



Residenz allerlei lustige Ureinwohner-Riten zu bieten hat. Der Fremdenverkehr ist eine Industrie, die nur funktioniert, wenn die schwereren Industrien ein wenig in den Hintergrund rücken. Und zugleich schafft er eine Gemütlichkeitskulisse, von der auch der Industriestandort profitiert. Genauso funktioniert auch Kultur als sogenannter „weicher" Standortfaktor für alle anderen Industrien. Am kostbarsten ist sie, wenn es darum geht, das Management eines Weltkonzerns zur Gründung einer München-Niederlassung zu bewegen.

Seit internationale Konkurrenzfähigkeit zum Leitphantasma der Stadtpolitik geworden ist, verstehen sich Städte und Regionen als Unternehmen, die im Verteilungskampf um Investitionen und Arbeitsplätze Punkte machen müssen. Treu der Parole „Nur die reiche Stadt ist sozial" (so Dieter Soltmann, Präsident der Münchner Industrie- und Handelskammer) folgen Stadtentwicklung und Wirtschaftsförderung den Vorgaben neoliberaler Standortpolitik. Um für das Projekt „Neue Messe München", diesen „Glücksfall für den Wirtschaftsstandort München", zu werben, greift der Münchner Oberbürgermeister auf den raubritterlichen Gründungsakt der Stadt München zurück: Wie einst Heinrich der Löwe die Föhringer Isarbrücke abbrennen ließ, um den Verkehr der Salzstraße über die Münchner Brücke zu zwingen, müsse heute München seine „Stellung als Markt- und Messeplatz behaupten - im Konzert der ‚Großen Fünf' der deutschen Messewirtschaft [...], sowie im härter werdenden internationalen Wettbewerb."

So konzentriert sich die Stadtpolitik unter dem Druck der Standortdebatte zunehmend auf die Herstellung und Erhaltung eines bestimmten investitions- und unternehmerfreundlichen „Klimas", einer städtischen Fassade und eines kulturellen „Images", das von der Lebenswirklichkeit der meisten StädtebewohnerInnen weit entfernt ist. Gespart wird dort, wo kein neues (produktives, finanzielles oder kulturelles) Kapital in Aussicht steht.

Das Tor zum Osten

Welche Rolle soll nun Wien zuteil werden? Sowohl Stadtforschung wie Stadtplanung scheinen sich einig zu sein über die „Borderland-Funktion" Wiens: Von Wien aus, dem Tor zum Osten, „Gateway to the East", sollen multi- und transnationale Unternehmen die osteuropäischen Märkte erschließen. Sie sollen Wien wählen, weil es eine bessere Infrastruktur und unternehmerisches Know How bietet, das in Osteuropa bisher rar ist. In Zeiten der globalen Konkurrenz erhalten die Wirtschaftsreferate der Städte die Funktion von kleinen Außenministerien. So wurde in Wien ein „Stadt-Sekretariat" eingerichtet, das für die „auswärtigen Angelegenheiten Wiens" zuständig sein soll, besonders für die „Beziehungen zum benachbarten Bundesland Niederösterreich, Bratislava und zur EU". Doch die entsprechenden Bemühungen entfalten nur sehr zäh Wirkung. Obwohl Bürgermeister Häupl und seine Leute immer wieder versuchen, ausländischen Gästen diese Rolle Wiens schmackhaft zu machen, belegt die Empirie eher das Gegenteil. Aber die Schlacht um die Standortqualität ist noch nicht entschieden, und

Fotos: Jochen Fill

sche Konsumgeschehen stören, erhalten Ordnungsbescheide wegen Herumlungerns - die sich auf viele tausend Mark summieren können. Welten trennen das „repräsentative Wohnen“ in Grünwald

von der Unterbringung in einer Neuperlacher Sozialwohnung oder vom Leben unter den Isarbrücken.

Die undankbare Aufgabe einer rot-grünen Stadtregierung besteht in diesem Zusammenhang darin, die Kürzungen im Sozialbereich als „sozialverträglich“ oder „zumutbar“ darzustellen. Daß der saubere Gesamteindruck durch die Manifestationen der neuen Armut nicht getrübt wird, dafür sorgt in München die große Koalition von sozialer Müllabfuhr und polizeilicher Repression. Obdachlose, die am Stachus herumsitzen und durch ihren Anblick das innenstädti-

Mittwoch, 2.Oktober 1996, 18.30: In der geteilten Stadt wird feierlich das erste Mauerstück enthüllt.

so werden nun “Kultur” und “Identität” mobilisiert. Erinnerungen an die Österreichisch-Ungarische Donaumonarchie werden beschworen und auch der Gedanke an „Mitteleuropa“ erfährt seit der Ostöffnung eine Renaissance. Das Standardpaket „Wien-Budapest-Prag“ läßt sich mittlerweile in jedem europäischen Reisebüro buchen. Diese kulturalistische Vereinnahmung einer seit Jahrzehnten sowohl politisch wie ökonomisch und kulturell getrennten Region macht letztendlich nicht einmal vor den Grünen halt, die nach den Wahlen im Herbst erstmals in ihrer Parteigeschichte Regierungsverantwortung erhoffen können:

Die Wiener Lage bietet dabei eine einmalige Chance: den Raum der Region über die österreichischen Grenzen hinaus zu erweitern. Eine Region mit Bratislava und Brünn - beide sind Wien historisch und kulturell näher als Zwettl und Amstetten.

Vanessa Redak/ Günther Hopfgartner

Alle kursiven Zitate entstammen dem Entwurf für das Manifest der Wiener Grünen „Morgengrün statt Abendrot - Wien und die ökologische Moderne“, Wien 1995.

Tel/Fax: +43/ 1/ 319 05 61, email: <vor.ri@ping.at>

> wir arbeiten zur Zeit > gerade am Konzep der nächsten Nummer mit dem Arbeitstitel "Staatsarchitektur". Erste Schwerpunkte sind Migrationspolitik(en), AusländerInnen-Gesetze u Asylbedingungen in und außerhalb Europas. Wir wollen aber nicht n die Ist-Zustände sichtbar machen (was ohnehin, wenn auch konsumi bar dosiert, in den Medien stattfindet). Es geht uns vielmehr darum, Gesetzgebung in einem breiteren Kontext zu diskutieren: zu untersuchen in welchen Bereichen Gesetze (als Norm(alis)ierungen) wirks werden und wo bzw. wie ihnen entgegengetreten werden kann. Welc Zusammenhänge bestehen z.B. zwischen Gesetzgebung und Stadtplanung oder Stadtraumentwicklung? Wie verändern sich Arbeits- u Lebensbedingungen? Was passiert mit/in öffentlichen Räumen, wen staatliche (bzw. nationale) oder ökonomische Interessen vor sozialen rangieren? Welche Gruppen sind in diesen Räumen präsent, welche werden systematisch ausgegrenzt bzw. (legislativ, exekutiv) kriminal siert, verdrängt, abgeschoben? Welche Möglichkeiten politischen Ha delns existieren, um Gegenentwürfe zu entwickeln bzw. zu realisiere und welche Rolle könnte Kulturarbeit darin einnehmen? Welchen pol schen Druck etwa können Filme erzeugen? Wie kann fiktionale oder dokumentarische Praxis mit konkreter politischer Praxis (autonome Gruppen, Hilfsorganisationen) gekoppelt werden? Wie kann ein Publ kum aktiviert werden?

„Als Zuschauer mißtraute ich immer den FilmemacherInnen, die die Wel verändern wollten. Oder die Köpfe. Oder das Gewissen der ZuschauerIn Warum überzeugte mich der politische Film nicht? Es war vor allem, und das ist noch heute so, diese alte Unterscheidung zwischen Form und Inh Die MacherInnen des politischen Films sagten: Die Leute brauchen eine kömmliche Form. Also eine klassische Struktur. Einen Krimi, eine Komödie oder was auch immer. SchauspielerInnen, die auf herkömmliche Art sprechen. Musik, die auf herkömmliche Art eingesetzt wird. Wir köde sie mit der alten Form. Und dann geben wir ihnen Inhalte, die progressiv sind, innovativ sind. Diese Unterscheidung zwischen Form und Inhalt ist unsinnig. Ein Film ist Form, er ist die Art wie er gemacht wird. Und alte Methoden ergeben eben alte Filme. Da kann die "Intention" (es waren ja nicht einfach Inhalte) so edel oder neu sein wie sie will, der Film hat imm die alte Beziehung zum Publikum. Die gewohnte. Und was soll das: "Das Publikum braucht das?" Wir müssen nicht wissen, was das Publikum will Wir müssen wissen, was wir den anderen geben wollen.“ [Aus einem Fil Interview mit Nanni Moretti von Andrea Martini]

> wir suchen ProduzentInnen + Gruppen > die an den oben kurz skizzierten Fragestellung (theoretisch und praktisch) arbeiten: Projekte, Texte, Aktionen etc. Wi tig zu erwähnen ist vielleicht noch wie wir in/mit <Vor der Informatio arbeiten. Wir "bestellen und empfangen" keine Beiträge, die wir dann "abdrucken oder nicht", sondern sind vor allem an einer Zusammena beit und Diskussion mit den Beitragenden interessiert. Diese wird au direkt in der Zeitschrift sichtbar gemacht: Redaktionsarbeit ist nicht unwesentlicher "Prozess davor" (<vor der...), sondern konstitutiv-kon struktive Komponente des "Produkts danach" (...Information>), die al Teil des Hefts reflektiert wird. Unterschiedliche Standpunkte sollen ni nur nebeneinandergestellt, oder gar in einen (wie auch immer defini ten) Konsens münden, sondern produktiv, streitbar und virulent in (u aus) der Zeitschrift zirkulieren. Eine solche Redaktionsarbeit verlangt aber auch nach einer Reflexion und Veränderung konventioneller For men der Darstellung und Vermittlung. Daher entwickeln wir von Heft Heft neue Genres visueller und textueller Kommunikation (z.B. Short Interline und Roundtext) — um TeilnehmerInnen dazu einzuladen, sic aufeinander zu beziehen, (ihre?) individuelle(n) Positionen zu überde ken, und um Kritiken und Debatten (über die Zeitschrift hinaus) weite zutragen.

Kontakt: Simone Bader, Richard Ferkl, Jo Schmeiser

Wenn wir alle unser revo Über-Ich mitbringen, sin doppelt soviele

Eine Textmontage zu 20 Jahren radikal

Da war doch was. Ich weiß es genau. Erinnere dich, los! Der Tanz auf dem Vulkan, genau. Sie tanzten ihn und nannten es auch so. Damals. Keine Atempause, sangen sie...und bildet Banden, lautete ihre Praktik. Wer sie? Gehörte ich nicht dazu? Und hieß es nicht: Am Anfang war das Ende, sonst wäre das Neue das Alte und vielleicht wandert die Zeit in Wellen? Bedeutet das, daß die Revolutionäre lernen müssen zu surfen? Ich rede irr. Nein, ich weiß es genau, vor Jahren verstand ich diese Worte. Egal, illegal, scheißegal. Wie banal. Ich zappe durch mein Gedächtnis. Politisierung des Alltags und kein Dialog mit der Macht - Schweine ins Weltall. Gefühl und Hertie, tschuldigung, das ist Originalton SPIEGEL 1996 in einer Überschrift zum Berliner Wahlkampf.

Szenenwechsel. Damals. Diese Zeitung ist wichtig. Alle waren bestürzt, als das *radikal*-Kollektiv 1984 verkündete, ihr Erscheinen einzustellen. Aber wir hatten das Gefühl, wir beschleunigten noch immer auf dem Weg in den autonomen Kosmos, auch wenn in *unserer* Zeitung das Ende der Bewegung längst prophezeit worden war. Alle steckten irgendwie bis zum Hals drin, das glaubten wir zumindest, und da war das Ende der *radikal*, oder, sagen wir, der Abgang gewissermaßen in der Siegerpose gebongt. Und diskutiert selbstverständlich. Weg war sie. Währendessen wurde geräumt, besetzt, verknastet, gekämpft und sich auseinandergesetzt - ich hasse dieses Wort. Und sie tauchte wieder auf, *unsere radikal.* Schon Ende 1984, aus dem Untergrund und mit einem großen Ätschbätsch. Ein Sieg über die Kriminalisierung!? Aber schon nach zwei Nummern fühlte sie sich anders an. Da war uns glatt das Wir-Gefühl abhanden gekommen. Um Teilbereichskämpfe ging es jetzt, antiimperialistische natürlich, Irland zum Beispiel und dann die Startbahn- und WAA- Zaunkämpfe. In den politischen Standortdiskussionen redete zwar niemand von Hegemonie so wie heute, aber genau darum ging es, um die Frage, ich hab‘ recht und du bist blöd.

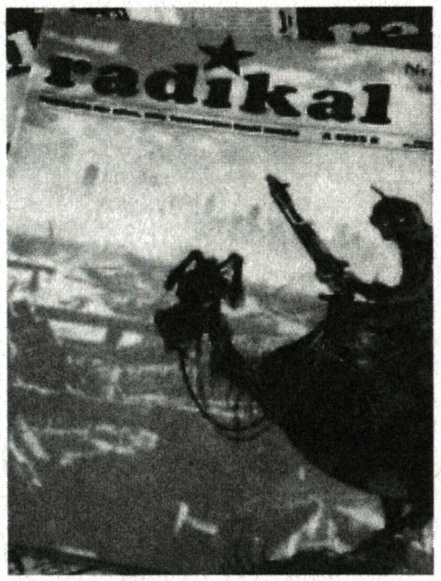
Szenenwechsel. Jetztzeit. Die radikale Linke ist schwach, lautet häufig das Ergebnis der Selbstbetrachtung. Also sind die Zeitungen der Bewegung auch schwach. Kein Grund zum Heulen, denn *wir leben und lesen radikal*. Seit zwanzig Jahren. Neben unterschiedlichen Interimslösungen ein Produkt von erstaunlicher Kontinuität. Aber Medien und Sprache sind eine vertrackte Sache, behauptet meine Freundin. Spannend ist es ja, ein Stück Klandestinität in den Händen zu halten, ein Gefühl von politischer Aktion beschleicht dich, aber lesen... Ja, die wichtigen Artikel solltest du schon gelesen haben! Was ist

utionäres wir

wichtig? Die Solidarität mit den Kriminalisierten, mit denjenigen, die in die 129a-Falle gegangen sind. Aber der Funken, wo ist der Funken, wenigstens beim Lesen könnte es doch funken.

Leben gegen den Normalzustand war die 1:1-Übersetzung für den Ausbruch aus dem Produktions- und Freizeitknast der Metropolen. Damals 1980/81. Nicht Landflucht wie in den Siebzigern war angesagt, sondern Chaos in den Straßen. Schwarzjacken (damaliger Dresscode) nahmen sich Häuser, stürmten die Innenstädte. Chaos *(i wanna riot,* sangen *Clash* dazu). Und immer wieder die Straße. *„Sie haben die Macht und uns gehört die Nacht". „Die Wüste lebt!"* Bilder, Assoziationen, die große Geste beherrschte die Szenerie, und Bescheidenheit war aus den Köpfen gestrichen. Sicher, heute lösen diese Paradoxien und Phantasien eher nostalgisch wehmütiges Nicken aus ODER provozieren zu dem Kommentar: Alberner Revolutionskitsch. Aber der Rhythmus stimmte.

Das nervige Schwarzweißdenken, Ausdruck des beknackten dualistischen Systems *brd*, konnte das komplexe Gefüge der Bilder- und Zeichensprache der sich bewegenden subversiven Subjekte, die entsprechend eines geheimen sozialen Codes vernetzt waren, zunächst nicht entschlüsseln und war erstmal geplättet, als eine neue Sprache, neue Zeichen, auf allen Ebenen den Aufstand anheizten. Oh, Mythos laß nach. Ich weiß, nach der Jetztzeitrechnung darf einer Altautonomen das Pathos nicht so ausrutschen. Mit hineingerechnet in dieses komplexe Gefüge ist das



kategorische, kollektive Nein, die Verweigerung der Kommunikation, das Nicht-Sprechen. Diese respektlose Negation des auf dieser Koordinate bis dato nie in Frage gestellten gesellschaftlichen Konsenses, des kleinsten gemeinsamen Nenners, des „wir müssen doch wenigstens miteinander reden können"-blabla, initialisierte die Revolte. Action. Power durch die Zeichenmauer, die uns luftdicht umgab.

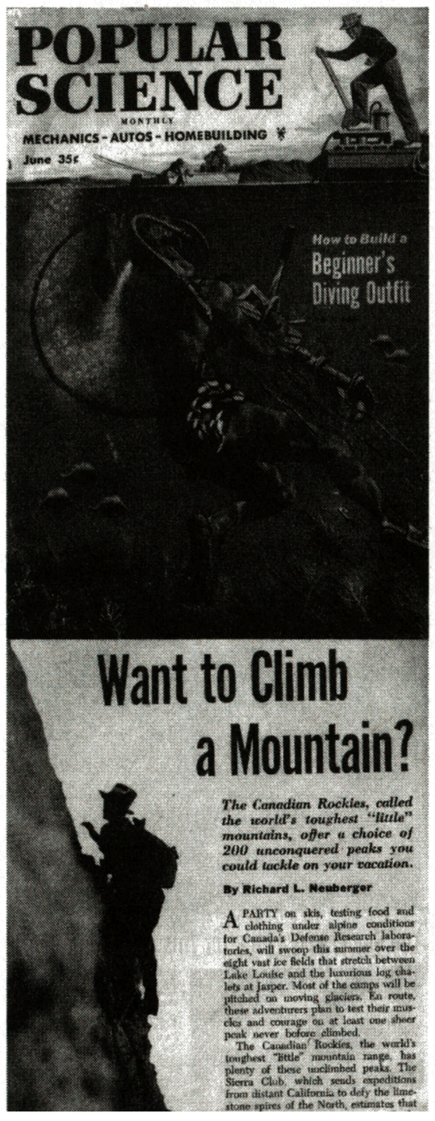
„Die Krawalle sind Ausdruck der Sprachlosigkeit dieser Leute', so hat es vor kurzem ein Journalist formuliert, der - aufgrund seiner eigenen künstlich aufrechterhaltenen Sprachfülle - Sprachlosigkeit nur mit Hilflosigkeit gleichsetzen kann. In der Tat waren die Ereignisse der letzten beiden Monate Intermezzi des Schweigens, aber nicht des vorgefertigten, sich der herrschenden Sprachschablone bedienenden Schweigens der sich Unterdrückenden, sondern eine kreative Sprachlosigkeit des Steines, die versucht in ihrer Militanz die eigene vom Herrschaftscode ausradierte Sprache, das eigene Denken im Klirren der glatten Schaufensterflächen, dem Zerspringen der ebenen Konsumfolien, wiederzufinden."
(radikal/Nr.88)

Es war ein beredtes Schweigen, autonom, sich verselbstständigend, ausufernd auf Wänden, im Äther, auf dem Papier, in der radikal und anderen Bewegungsmedien. Von dreckiger Sprache ist heute die Rede, von Tabubruch, Provokation und Überaffirmation. Kitsch, Werbesprache, bedient wird sich überall. Die, die es verstehen sollen, verstehen es. Ein echter Kalauer: Angesichts der Erkenntnis „Wir haben keine Chance, aber wir nutzen sie", rät K.Ätzer in der *radikal,* „wenn wir alle unser revolutionäres Über-Ich mitbringen, sind wir doppelt soviele". Hoch die milliTanz und „wer Bürgerblätter liest, wird dumm und blind".

Kurz zusammengefaßt: Das Konzept Gegenöffentlichkeit mit seinem Glauben an die aufklärerische Macht der Information war beerdigt worden. Das krampfhafte Festhalten am bürgerlichen Aufklärungsprinzip, das die K-Gruppen mit Wahrheitsanspruch bis zur Zersplitterung betrieben hatten, war der unkontrollierten Bewegung gewichen.

„Die Jugendlichen, die die Szene nach 77 betreten, sind sehr verschieden von denen, die ihnen vorausgegangen waren: Sie sind Zuschauer des Zusammenbruchs der sozialen Mythen der Moderne. Die perspektivische Krise der modernen Gesellschaft erscheint ihnen als eine Minderung jeglicher Zukunftsmöglichkeiten, in diesem Sinn ist der Punk das klare Bewußtsein einer epochalen Mutation."

(Primo Moroni, Nanni Balestrini: Die Goldene Horde - Arbeiterautonomie, Jugendrevolte und bewaffneter Kampf in Italien, Berlin 1994)



„Der Apokalypse ein Stück näher, bleibt uns der Ansporn, die Zeit noch intensiver zu verplempern“, konstatiert dazu die *radikal* Anfang 1982.

Das Autonomiekonzept verhieß konsequenten Bruch mit der Gesellschaft und dem Staat. „Arbeit ist Verrat am Proletariat“, hieß es. Einklauen war angesagt. Die neuen subversiven Elemente suchten und suchen sich einen symbolischen Ausdruck, ein symbolisches Ventil. In der Aktion, in der Sprache - überall. Und einige hatten auch schon Baudrillard gelesen: „Nicht als Vehikel eines Inhalts, sondern durch die Form und Operation selbst induzieren die Medien ein gesellschaftliches Verhältnis, und dieses Verhältnis ist kein Verhältnis der Ausbeutung, sondern ein Verhältnis der Abstraktheit, der Abtrennung.“ Und dann steigt ein Teil der Szene ins Differenzkarrusell ein: Unser Viertel, unsere Demo, unsere Häuser. Wie schon Subkulturen vor und nach ihr. Andere wiederum arbeiten am Aufkauf der Bewegung, die sich noch sträubt: „68 ist eine Explosion gewesen, die der Kapitalismus nicht vorauszusehen wußte. Seitdem haben Reformisten und Unternehmer verstanden, daß es nicht gut ist, die Massen, die Jugendlichen, die Arbeiter schweigen zu lassen. Das Schweigen ist bedrohlich, ist Fremdsein, das sich anhäuft, das keine verständlichen Zeichen gibt, zum Schluß explodiert. Darum wollen sie jetzt, daß die Massen sprechen. Mini-Parlamente, Delegiertenräte in Schulen, Stadtteilräte, kulturelle Dezentralisierung, tausend Delegationsinstanzen, in welchen die wirklichen Verhältnisse nicht verändert werden und die uns überhaupt keine Macht geben: die Unternehmer und der Staat, sie schicken einen Soziologen, einen Psychologen, einen Anthropologen, einen Juristen, einen Reformator und - vorsichtshalber einen Polizisten mit der Kugel im Lauf dorthin.“ *(Radio Alice)*

Die Falle schnappt zu:
VerhandlerInnen und Nicht-VerhandlerInnen - und das gilt nicht nur in Hinblick auf besetzte Häuser, sondern es geht auch um die Verhandlung auf dem gesamtgesellschaftlichen Terrain - stellten plötzlich die Schuldfrage. Es begann der Rückzug in die bürgerlichen Argumentationsstrategien. Der Anspruch der verschiedenen Fraktionen innerhalb der radikalen Linken, die wahre, richtige Politik gepaart mit einem zwanghaften, immanent moralischen Gut/Böse-Raster zu vertreten, ließen die Feuerwerke der Bewegung fade verlöschen und atomisierten gleichzeitig die Kraft, ein neues zu entzünden. Die Politik und die Ismen-Sprache des Antiimperialismus füllte jetzt die leeren Hülsen der Bewegung. Die Geburt einer autonomen political correctness macht die Bewegung und ihre Sprache und ihre Medien kontrollierbar und berechenbar.

Versteht mich nicht falsch, genauso wie antifaschistische Politik immer schon Teil einer radikalen linken Politik war, ist und sein soll, verhält es sich auch mit der antiimperialistischen Option linker Bewegun-

gen. Das große Aber versucht nur verzweifelt die Hierarchie der einzig richtigen linken Politik, die hier beschworen wird, die Stirn zu bieten. Alles klar zu haben, ist die größte Falle für sich bewegende subversive Elemente. Und das gilt auch für autonome Puristen der ersten Stunde, die immer noch glauben, der wahre Kampf läge allein in der Verteidigung eroberter Freiräume. Die Betonung liegt auf allein.

Seit 20 Jahren erscheint die *radikal*. Ihr Weg begann als „Sozialistische Zeitung Westberlin", 1980 erreichten sie die unkontrollierten Bewegungen und seit 12 Jahren erscheint sie verdeckt. Ein Mythos, an dem mehrere Generationen der politischen Linken gearbeitet und sich abgearbeitet haben. Eine Projektionsfläche für nicht geführte Kämpfe, für Kritik, Häme, Bewunderung und ein Feld praktischer Politik, sowohl für die MacherInnen, als auch für die Soligemeinde. Ein kommunikativer Raum, der nicht kampflos aufgegeben werden sollte. Aber reicht das? Wann kommt die Spannung wieder? Der Rhythmus der Intuition und Assoziation tut sich schwer, in die Klandestinität vorzudringen. Die Diskussion innerhalb einer diffusen Linken auch.

Als am 13.6.1995 der Staatsschutz in einer großangelegten Aktion vier Menschen verhaftete, einige zunächst ins Exil gehen mußten, und die Zeitung zu einer kriminellen Vereinigung erklärt wurde, war das ein Schock. Solche Staatschutzaktionen zielten immer schon auf die langfristige Lähmung linksradikaler (Kommunikations-)Strukturen. Das ging in die Hose, obwohl zunächst der Ausgang der Kriminalisierungstrategie von den Betroffenen sehr pessimistisch eingeschätzt worden war. Die Zeitung hatte plötzlich in dieser existenziell bedrohlichen Situation eine Menge Leute mobilisiert, die sich diesen kommunikativen Raum nicht kampflos wegnehmen lassen wollten. Eine klassische Solidaritätsreaktion, die jedoch nicht wie so oft verpuffte. Frisch ist sie nicht mehr, die *radi,* doch die Diskussion über frischere Kommunikationstrukturen hat soeben wieder angefangen.

Das Buch

Im Frühjahr 1995 erschien das Buch „20 Jahre radikal - Geschichte und Perspektiven autonomer Medien". Ein kritsches Statement von „Frauen in der radikal" zu Macht und Mackern rettet vor der Idealisierung. Unterfüttert ist das Nachschlagewerk mit Anmerkungen zu Zensur, einem Abriß über subversive Medien. Es endet mit einem Gespräch über die Zukunft! Koopperative Buchausgabe der Verlage Libertäre Assoziation, Unrast, Schwarze Risse/Rote Straße, ID-Archiv, DM 29.80 DM

Justiz contra xs4all

Die Bundesanwaltschaft versucht, den Zugang zu den Webseiten von „radikal-online" zu sperren. Alle deutschen Provider sollen die Verbindung zum niederländischen Server „access for all" unterbrechen. Vor einem Jahr sollten schon einmal Texte durch juristischen Druck vom xs4all-Server verschwinden. Damals hat ein Großteil der xs4all-UserInnen diese Texte über ihre Rechner über die ganze Welt verteilt.

Das Verfahren

Ende dieses Jahres beginnt das erste Verfahren gegen vier angebliche *radikal*-Mitarbeiter. Sie werden beschuldigt, Werbung für eine terroristische Vereinigung geleistet und mit der Herausgabe der radikal eine kriminelle Vereinigung gegründet zu haben. In den Akten wird vor allem die Absicht der Staatsanwaltschaft deutlich, linksradikale publizistische Arbeit grundsätzlich als kriminelle Tätigkeit darzustellen. Es geht um das juristische Pilotprojekt, eine Redaktion im Sinne des Staatsschutzes zu einer Gruppe von Kriminellen zu erklären. Bei bundesweiten Durchsuchungen am 13.6.95 waren 1 000 Disketten beschlagnahmt worden, angeblich mit Vertriebslisten, Protokollen und Briefverkehr. Genau ein Jahr nach diesen Durchsuchungen haben sich 3 von 4 Untergetauchten gestellt.
Ihnen wird vorgeworfen, an den letzten beiden Nummern der *radikal* beteiligt gewesen zu sein.
Solikonto für *radikal*-Verfahren: Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.Nr.: 719 007 56

Die Werbung

Schon mal von Beihilfe zum Werben für eine terroristische Vereinigung gehört? Im Frühjahr hatte ein Mitarbeiter des Infoladens in München einen Stand angemeldet, auf dem „die Druckschrift *unfassba*/Nr. 18 für jedermann zugänglich ausgelegt war". Darin ist eine Anzeige der *radikal*/Nr.153 abgedruckt, was offenbar den Verdacht begründet, daß „die unbekannten Herausgeber und Verbreiter der unfassba und der Beschuldigte die unbekannten Herausgeber und Verbreiter der Untergrundzeitschrift *radikal*/Nr. 153, von denen sie wußten, daß es sich um eine kriminelle Vereinigung handelt, unterstützen wollten", so das Oberlandesgericht. Am 14. 8. wurden die Wohnung des Beschuldigten, sein Auto und der Infoladen durchsucht. Dabei ruinierten die Beamten mit unverwechselbarem Sinn fürs Grobe die Schlüsselanlage des Hauses, brachen Türen und Schränke im Stadtteiladen auf, beschlagnahmten kurzfristig den Computer, bis sie schließlich zum Infoladen im Keller vordrangen.

BILDER, BAUTEN, BÜCHER, BEGRIFF

zstift-Schraffuren, Themenparks, Post-Thatcher-Blues, Differenz-Surfing, Die Passion des Pier Paolo Pasolini, W
uselkriege, Martin Scorsese, postmoderne Universalgenies, Geek Girls, dokumentarische Modefotografie, Skybox
aul Thek, Gewaltkonzepte, Filmdiskurs, Chill-Out-Gewächshäuser, Staatskritik, Digitalartcritique, Blaxploitation, Bru
Bruce, Neo-Arte-Povera, popkulturelle Sinnvermittler, Louis Althusser, Anti-Ästhetisierungstechniken, Andrew Ro
llenspiele, Splatter-Comics, Jugendkulturen, Körperlichkeits-Attraktivitäts-Systeme, Streetart, desintegrierte Ic
ancheras, Ann Powers.

spex

ab Oktober '96 mit neuem, größerem, schö
rem, übersichtlicherem Verstärker-Teil zu a
denkbaren und unglaublichen Kultur-Themen

jetzt oder nie!

Nie wieder jetzt-Magazin!

Die Abenteuer der Langeweile

Jetzt!, das war die Parole von einigen sparsam über Europa und Nordamerika verteilten Bohemiens, die nicht länger auf die Revolution warten wollten und sie deshalb aus der Sphäre der Politik ins Alltagsleben zu holen versuchten: „Der einzige Kampf, der das Vergnügen lohnt, ist der Kampf der Individuen für die Konstruktion des Alltagslebens“ *(Raoul Vaneigem, Handbuch der Lebenskunst für die jungen Generationen).*

Jetzt!, das war auch der Titel eines kleinen Buches, Manifest der Subrealisten, erschienen Hamburg 1979. Auf dem Cover ein kleines situationistisches Poem: „bye bye, kleines glück/ erledigt die synthetische zeit/ bombardiert die vorstädte des schlafs/ sprengt die city des traums.“

Die situationistische Bewegung ist tot, spätestens seit 1972, als Guy Debord und Gianfranco Sanguinetti, die nach umfangreichen Ausschließungs- und Abspaltungsoperationen als einzige übriggeblieben waren, den Konkurs der Situationistischen Internationale *(S.I.)* bekanntgaben. Für uns handelt es sich darum, einen Blick auf die situationistischen Neigungen des heutigen Kultur- und Freizeitleben zu werfen.

Die Langeweile der Langeweile

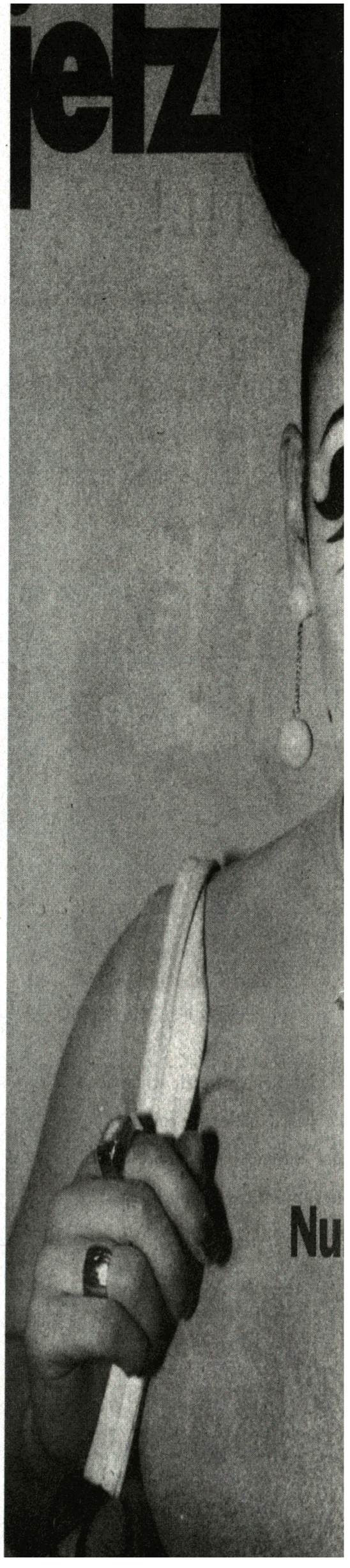
In halbwegs strenger Anlehnung an Marx, der im ersten Satz des *Kapital* die kapitalistische Gesellschaft als eine ungeheure Ansammlung von Waren beschrieben hatte, bezeichnet Debord im ersten Satz seiner *Gesellschaft des Spektakels (1967, GdS)* die modernen Gesellschaften als eine „ungeheure Sammlung von Spektakeln“. Unter modernen Bedingungen funktioniert Gesellschaft vorrangig als ein „durch Bilder vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis von Personen“ *(GdS, Satz 4).* Herrschaft des Spektakels, das ist die Verdinglichung der Welt im Bild, die Unterwerfung des Lebens unter seine Zurschaustellung, seine Repräsentation. Das unmittelbare Erleben weicht der bloßen, durch Warenfetischismus, Werbung, Konsum, Freizeitindustrie manipulierten Vorstellung. Das allumfassende Warenspektakel beraubt uns unserer Handlungsfähigkeit und zwingt uns zum kontemplativen Einverständnis mit dem Bestehenden.

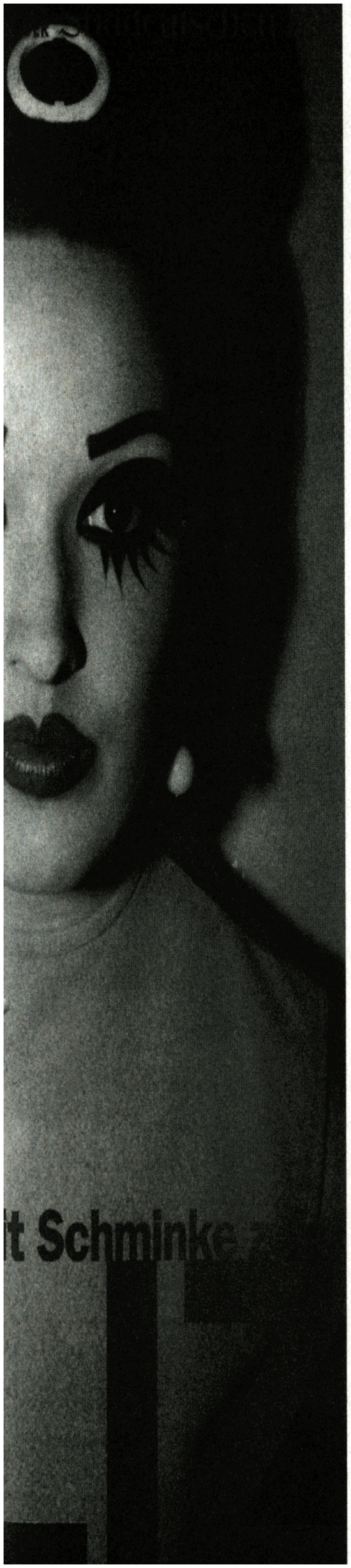
Die eigentliche situationistische Erfindung bestand aber darin, diese ultranegativistische linkshegelianische Kritik des Spektakels auf paradoxe Weise mit einem praktischen Programm zur Konstruktion von befreienden Situationen zu verknüpfen. Auf der Grundlage einer hyperkritischen Theorie des „Nichts geht mehr“ gelangten die Situationisten zu einem munteren Aktivismus, der aufzeigte, was doch alles noch geht. Und das situationistische Denken blieb am Leben, solange ihm dieser trotzige Übergang zur experimentellen Praxis gelang: Mag sein, daß es kein richtiges Leben im Falschen gibt, gerade deshalb muß man es konstruieren:

“Die Hazienda gibt es nicht. Die Hazienda muß gebaut werden.”

Wo diese Verbindung von kritischer Theorie des Gesamtübels und punktueller Praxis der Befreiung gelöst wird, zerfällt der situationistische Apparat in zwei Teile, die, für sich genommen, jeweils unterschiedliche Idiotien befördern.

Die erste ist die bekannte kulturkritische Bequemlichkeit, die die situationistische These vom „Spektakel“ als Vorwand für den genüßlichen Ekel an den Erscheinungen der modernen Massenkultur nimmt. Dieser Form von Spektakel-Kritik begegnen wir häufig ausgerechnet im Fernse-



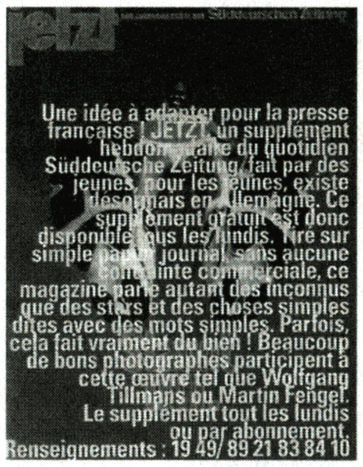


Die Langeweile der Abenteuer

hen, wenn Politiker oder Sozialpädagogen erklären, wie schlimm das Fernsehen ist, was es den menschlichen Beziehungen antut und wie es die Kinder verdirbt usw.
Guy Debord selbst ist es auf andere Weise nicht viel besser ergangen. Aus Resignation nach dem Scheitern seiner kulturrevolutionären Projekte (oder aus welchen Enttäuschungen auch immer) hat er sich auf die Position des einsamen Verächters seiner Zeit zurückgezogen. Nicht ganz zu Unrecht nennen ihn gewisse Leute deshalb Guy The Bore.

Doch selbstverständlich graben nicht nur die Kulturpessimisten in der situationistischen Hinterlassenschaft. Die Kunstgemeinde holt sich hier den Avantgarde-Appeal, die Pop-Fraktion den Gestus der Unangepaßtheit und die Kulturrevolutionäre dieser Welt ihr Reservoir an subversiven Mythen.
Und in München hat das situationistische Kaufhaus eine große Jugendabteilung eröffnet. Alltag, Jugend, städtisches Leben, Rebellion, Eleganz, Lebenskunst: jede Woche greift das *jetzt-Magazin*, Jugendbeilage der *Süddeutschen Zeitung,* die situationistischen Themen auf und verbreitet sie in mehreren hunderttausend Exemplaren.

Zunächst ist natürlich *jetzt* ein Jugendmagazin wie andere auch, das damit beschäftigt ist, popkulturelle Idole zu montieren und zu demontieren, sowie die durchschnittlichen Pubertätsprobleme aufzunehmen und ihren systemkonformen Verlauf zu unterstützen.
Was es aber von *Bravo* und *Mädchen* unterscheidet, ist nicht nur das Layout, das viele situationistische Anregungen aufgreift (Entwendung und dekontextualisierende Montage von Comics, Bilderfetzen, Werbung, die Neigung zum ironischen Spiel mit ausgreifenden Diagrammen, Karten und Schaubildern), sondern die meta-schicke, d.h. streng antischicke Orientierung auf die Erforschung von jugendlichen Lebenswelten, die ohne die situationistische Vorarbeit nicht denkbar wäre. Daß die meisten *jetzt*-LeserInnen, von den AutorInnen ganz zu schweigen, mit dem Begriff „situationistisch" wahrscheinlich gar nichts anfangen können, ändert nichts an seiner posthumen Wirksamkeit. Der Krieg ist aus, der Situationismus hat gewonnen. Es genügt, sich ein einziges Heft anzuschauen *(alle Beispiele sind Nummer 2/96 entnommen),* um den vollständigen situationistischen Themenkatalog wiederzufinden: Die Aufmerksamkeit für die Details des Warenuniversums („Der Gegenstand der Woche"), das Gespür für psychogeographische Zusammenhänge (Über das Leben am Polarkreis: „In der dunklen Jahreszeit ist man müde, alles nervt einen. Und die Frauen laufen dick gepolstert herum. Scheußlich!"), die Faszination an der kriminellen Pose (Über die aussterbenden Münztelephone: „Münztelephone sind cool. Jeder kennt diese Szene aus Gangsterfilmen: Der Profikiller, der nach erledigter Arbeit lässig zur nächsten Telephonzelle schlendert und in seiner Hosentasche nach ein paar Münzen kramt.
Kann sich irgendwer ernsthaft vorstellen, wie zum Beispiel Alain Delon fein säuberlich seine Telephonkarte aus dem Portemonnaie fingert? Die Karte ist das Symbol der geordneten Verhältnisse und Geldbeutel. Dagegen stehen die in Hosen- und Jackentaschen verstreuten Münzen für unstetes und abenteuerliches Leben.") und die Liebe zum Zufall und zur unverhofften Begegnung („Von Zeit zu Zeit haben sie Glück und geraten an geheimnisvolle Menschen, die sie sonst nie treffen würden."). Hier finden sich Vorschläge, die andernorts (z.B. in gewissen Abteilungen der Mediengueriila) bereits als subversiv gewürdigt würden, z.B. die Empfehlung, bei der Verbraucherinformation von Spülmittelherstellern anzurufen und sich über Seifenblasen zu unterhalten. Und in der Lebenswert-Liste am Schluß des Hefts geben junge Menschen orthodox situationistische Antworten auf die Frage, warum es sich diese Woche zu leben lohnt: „Teleshopping ignorieren", „Einkaufszettel fremder Leute finden", „Chaostheorie", „Ein Wecker in der Manteltasche".
Das klingt, als seien hier schon die neuen Lebemänner und -frauen unterwegs, von denen die Situationisten geträumt hatten: „Ein Umherschweifen und Sichtreibenlassen großartiger Tage, wo nichts dem Vortage glich und die nie stillstanden. Überraschende Begegnungen, bedeutsame Hindernisse, grandioser Verrat, gefährliche Verzauberungen..." *(Debord: In girum imus...)*
Aber es klingt eben nur so. Während die Situationisten "jetzt" ein anderes Leben wollten, besteht die Anstrengung des *jetzt*-Magazins darin, das gleiche Spetakel immer wieder als neu und superfrisch zu verkaufen.
Woche für Woche ist ein Stab von 30-jährigen AnimationstechnikerInnen damit beschäftigt, situationistische Gesten des richtigen Lebens in die falsche Zeitung zu integrieren. Eine Verblödungsarbeit, die, wenn es gerecht zuginge auf der Welt, sofort mit einer juckenden und nässenden Hautkrankheit bestraft würde.



Zum Schie

Männerbilder und Männ

Der neue Mann in der Krise

„Um herauszufinden, was Frauen wirklich wünschen, sollten Sie regelmäßig Frauenzeitschriften kaufen und im Fernsehen auf die Werbeblöcke achten.“ Diesen Rat gibt „uns Männern“ die im Mai 1996 neu herausgekommene deutsche Ausgabe der Zeitschrift *Men‘s Health.* „Werden Sie wie die Männer dort, zumindest bis zur Eheschließung - danach dürfen Sie wieder ungehemmt Eis essen.“ Ob das wohl klappt? Matthias Horx hat für sein *Trendbuch 2, Megatrends der neunziger Jahre* alle Frauenzeitschriften seit 1990 unter die Lupe genommen und kommt zu ernüchternden Schlüssen: „Frauenmagazine wirken auf Frauen ungeheuer meinungsbildend. Und die trommeln ihre Frauen-Ego-Botschaften rauf und runter: Wie betrüge ich richtig? Wie verlasse ich ihn schnell und schmerzlos? Wie hole ich mir von ihm, was ich brauche...“ Horx schließt daraus, daß Männer längst zum schwachen Geschlecht mutiert sind. Sie werden verhöhnt, gedemütigt und zu Trotteln degradiert. „Nach Meinung der Frauen ist das Hauptproblem der Männer nicht mehr ihr Chauvinismus, sondern ihre Infantilität. Die Vertrottelung der Männer ist zum gesellschaftlich akzeptierten Trend geworden.“

Der Markt für Männer, die wie Männer in der Werbung aussehen wollen, kämpft gegen diese Vertrottelung massiv und doch nur wenig erfolgreich an. Zwar haben die Nationalisierungstendenzen seit der „Wende“ einen wahren Boom auf „Männlichkeit“, „Weiblichkeit“ und die Familien mit sich gebracht, dennoch brüllen die antifeministischen Strategen nur um so lauter. Sie zeichnen ein Bild des bedrohten Mannes, das ihnen umso wirkungsvoller erscheint, als es unmittelbar zur Umkehr zu den alten Werten, die mit einem gewissen neuen Chic daherkommen, aufzuruft. Die inneren Widersprüche dieser Offensiven gegen die Frauen haben ihren Brennpunkt in einer neuen Identitätspolitik für Männer. Wertkonservativ, klassenbewußt, in nichts mehr an den klebrigen Spießer von einst erinnernd, der hinter einer Tageszeitung versteckt lüstern in *Playboy* oder *Praline* blättert, wird die traditionelle Aufteilung der sozialen Rollen zwischen den Geschlechtern als einzig adäquate Lebensweise zelebriert. Anknüpfend an die Vorstellungen vom „Neuen Mann“, wie ihn die ersten Zeitgeistmagazine *(Wiener, Prinz, Tempo)* Anfang der 80er Jahre in Abgrenzung zum Softie der 70er Jahre geschaffen haben, kann dieser Typus heute nur in äußerster Bedrohung oder als imaginäres Vorbild dargestellt werden, dem mit aller Kraft nachzueifern ist. Die Werbung selbst hat diesen Mann (nackt) bereits vor einigen Jahren für sich erobert, nicht unbedingt zu dessen Vorteil, denn - philosophisch gesprochen - hat er damit seinen Subjekt-Status als Betrachter unwirklich schöner Frauen verloren und ist selbst zum Objekt geworden. Erst einmal dort angekommen, schützt ihn nichts mehr davor, sich selbst zum schier unerreichbaren Ideal geworden zu sein, sich die Brust rasieren zu müssen, den Schwanz wegretuschieren zu lassen (wie Richard Avedon ihn für *Versace* fotografierte, als „ein Mann der seine Identität verloren hat“) und bei aller Muskelkraft doch immer mehr den Gedemütigten und den Hingebungsvollen spielen zu müssen. Immer noch „Lust auf das Leben als Mann?“, wie *Men‘s Health* in seiner ersten Ausgabe vorschlägt? Immerhin sind die Männermagazine ein Bollwerk gegen die „Homosexualisierung“, wie sie Horx als Folge dieser „seelischen Verwüstungen“ vor allem in den Städten grassieren sieht, gegen die Hormon-Attacke (Angst vor dem Spermaverlust) durch das Östrogen im Trinkwasser sowie gegen das „Mappi“tum, Mami und Papi in einem sein zu wollen. Ein geheimer Widerspruch liegt allerdings in den Magazinen selbst, wenn die Werbung mehr und mehr mit Elementen einer schwulen Ästhetik arbeitet, und gleichzeitig im Redaktionsteil der *Männer-Vogue* z.B. schwule und schwarze Männer verpönt sind. Weiß, straight, blendendes Einkommen, fit, gut aussehend, sexy und gesund will der Mann von Welt sein, wenn er sich auf den glitschigen Terrains einer von Frauen mehr und mehr beanspruchten Gesellschaft ebenso wie einer globalisierten Wirtschaft mit entgarantierten Arbeitsplätzen bewegen will. *Men‘s Health* setzt in all diesen Punkten auf den reinen Gebrauchswert: „Flacher Bauch in 4 Wochen“, „Lustvolle Nächte trotz Streß“, „Effektiver Telefonieren“, „So finden Sie den richtigen Anzug“. Die erste Ausgabe enthält einen ultimativen Ratgeber zu den „50 Dingen, die jeder Mann wissen sollte“: wie ich einen Knopf annähe, richtig pinkle, ein durchgegangenes Pferd stoppe, den Spülkasten der Toilette repariere, ein Kondom benutze u.a. mehr. Jeder Situation gewachsen sein, souverän sein Leben genießen: Nicht mehr der workaholic der achtziger Jahre ist gefragt, sondern der bewußt lebende, zuverlässige und führungsfähige Managertyp, der alle Firmenphilosophien längst verinnerlicht hat. In den Magazinen fehlt eigentlich nur eins: psychotherapeutische Beratung für diese Typen zum Thema: Wie werde ich mit meiner Standorttreue zu Deutschland fertig, wenn ich 1500 Mitarbeiter entlasse, Fabriken schließe und ins gelobte Singapur verschiebe?
Das Magazin mit dem unaussprechlichen Namen ist trotzdem das modernste Männermagazin. Die Gebrauchswertorientierung schlägt sogar dort durch, wo es eigentlich mehr um Tauschwerte geht, beim Sex: das Plädoyer für den Quickie wird deshalb geführt, weil damit der doppelte Spaß in der halben Zeit zu haben ist. Die *Männer Vogue* wirkt dagegen fast altertümlich in ihrer 80er Jahre-Lifestyle-Orientierung. Ein gewisser Chic, kulturelle Kompetenz und ausgedehnte Reisen sind gefragt.

en komisch

magazine :

Da findet sich schon mal Harrison Ford am Cover oder ein Kapuzen-Sweater zwischen Krawatte und Jacket. Rainald Goetz hätte seine Freude daran: Der Raver braucht sich gar nicht mehr richtig umzuziehen, wenn er am Montagmorgen ins Büro eilt. Zuhause hingegen herrscht längst das Matriarchat, weil bekanntlich hinter jedem erfolgreichen, chicen, kulturell kompetenten und reisefreudigen Mann eine Frau steht, die die Macht aus der zweiten Reihe genießt. Geschlechterdifferenz à la „Sonne und Mond“, denn: „Der Mann schafft das Werk, die Frau waltet und herrscht darüber.“ Dementsprechend wird auch „Frauenpower in der Chefetage“ in Reizwäsche demonstriert. Das ganze Heft strahlt noch einen Reichtum unsäglich männlicher Möglichkeiten aus, der bei *Men's Health* so nicht mehr denkbar ist. Dort regiert, bei aller Üppigkeit des Heftes, die Knappheit der Ressourcen als gesellschaftliche Ideologie, der nur mit ziemlicher Anstrengung zu begegnen ist. Es ist das Magazin für einen forcierten Sozialdarwinismus, das implizit den Sozialabbau fordert, um sich selbst gleichzeitig nicht als Gegenmittel, sondern als Hilfestellung und Ratgeber in diesen harten Zeiten anzubieten.

Der Sex taucht in allen neueren Männermagazinen nicht mehr unmittelbar als Ersatz für das gelebte Leben (d.h. als Wichsvorlage) auf, sondern als künstlerisch-erotische Darstellung, als Geschichte z.B. des Pin Ups in der *Max,* sowie als Problem, das diskursiv gepflegt und behandelt werden will. *Men's Health* bietet als erste auch eine Aufreißhilfe für die dauerhafte Partnerschaft an: „Als Mann sollten Sie das Gespräch zwar führen, aber nicht ständig von sich und ihren einzigartigen, imponierenden Eigenschaften erzählen. Seien Sie nicht zu brillant, das könnte als zu anstrengend für den Alltag empfunden werden.“ Die Superiorität des Mannes wird hier einfach vorausgesetzt, sie braucht nicht ständig bewiesen werden. Die Männer Vogue läßt typischerweise Demi Moore in einem einschlägigen Lokal für ihren neuen Film *Striptease* recherchieren. Auf der letzten Seite desselben Heftes behauptet jemand: „Es gibt kein Ende der männlichen Zeugungskraft“. Unter dem Titel „Die Lende am Ende“ wird mit allen fernöstlichen bis gentechnischen Mythologien aufgeräumt und ein böses Verdachtsmoment erwogen: „Verdächtig ist, daß die wissenschaftliche Beweisführung von einer Frau kommt. Hier soll der männlichen Furcht vor der Ejaculatio praecox offenbar noch eine Furcht vor der Ejakulation überhaupt beigestellt werden. Wie finden wir das? Zum Schießen komisch.“ Der Mechanismus dieser Argumentation ist bekannt: ein Bedrohungsszenario wird entworfen, um die eigene Aggression als finalen Gegenschuß darstellen zu können.

Vielversprechend ist auch, *Wiener* und *Wienerin,* beide vom März '96 zu vergleichen. Während der *Wiener* das ganze Gerede von Techniken, Vorspiel, Gefühlen und Einfühlsamkeit vom Tisch wischt und klarstellt, daß beim Sex nur die Länge des Schwanzes zählt, singt die *Wienerin* ein Loblied auf die Streicheleinheiten. Umgekehrt wäre es eher verständlich, aber das steht gar nicht zur Debatte. Bei Magazinen wie dem *Wiener* geht es eben um „Style“, nicht um Gebrauchswerte. Deshalb stellt sich die Frage, ob *Men's Health* nicht irgendwie doch recht hatte, und ob „wir Männer“ nicht gleich Frauenzeitschriften statt Männermagazine lesen sollten, vor allem wenn beide vom selben Verlag sind.

UND WARUM LESEN „WIR“ DEN GANZEN SCHEISS?

Frauen haben die sozialen Bilder, die die verschiedenen Medien von ihnen produzieren und transportieren längst zu einem Gegenstand feministischer Kritik an dem bestehenden, hierarchischen Geschlechterverhältnis gemacht. Männer denken eher: „Was soll der Blödsinn. Damit hab' ich nichts zu tun!“ Ihr Authentizitätsanspruch gründet sich gerade auf die Ablehnung der medialen Bilder und stellt damit ein Männerbild her, das noch mehr Echtheit und Wahrheit verkörpert, als es die Werbung je vermöchte. Das „Wir Männer“ dieses Artikels bezieht sich hingegen auf die soziale Produktion von Männern, Männlichkeit und männlichen Rollen. So z.B. ist Gewalt von Männern kein Naturereignis, ewige Sublimierung der Situation des Urmenschen, mit der Lanze dem Nashorn gegenüberzustehen, sondern in der normierten sozialen Rolle angelegte, inhärente Überschreitung ihrer selbst.

Männer sind insofern Objekte feministischer Kritik, als sie individuell die Struktur der patriarchalen Rollenaufteilung und des daran geknüpften Privilegiensystems leben und kraft ihrer gesellschaftlichen Hegemonie immer weiter produzieren. Die Kritik daran müßte aber längst von ihnen selber kommen. Doch selbst wenn sie individuell oder in kleinen Gruppen diese Kritik leisten, sind sie strukturell immer noch Teil des Problems. Nicht als universalistische Abwehrhaltung, sondern durch die Akzeptanz dieses Problems soll die Auseinandersetzung um „unsere“ rationalisierten, gefühlsmäßigen, körperlichen und gesellschaftlichen Anteile an hegemonialer Männlichkeit, „Weißheit“, Macht, Kultur, eventuell Jugendlichkeit und Heterosexualität in den nächsten Heften weitergeführt werden.

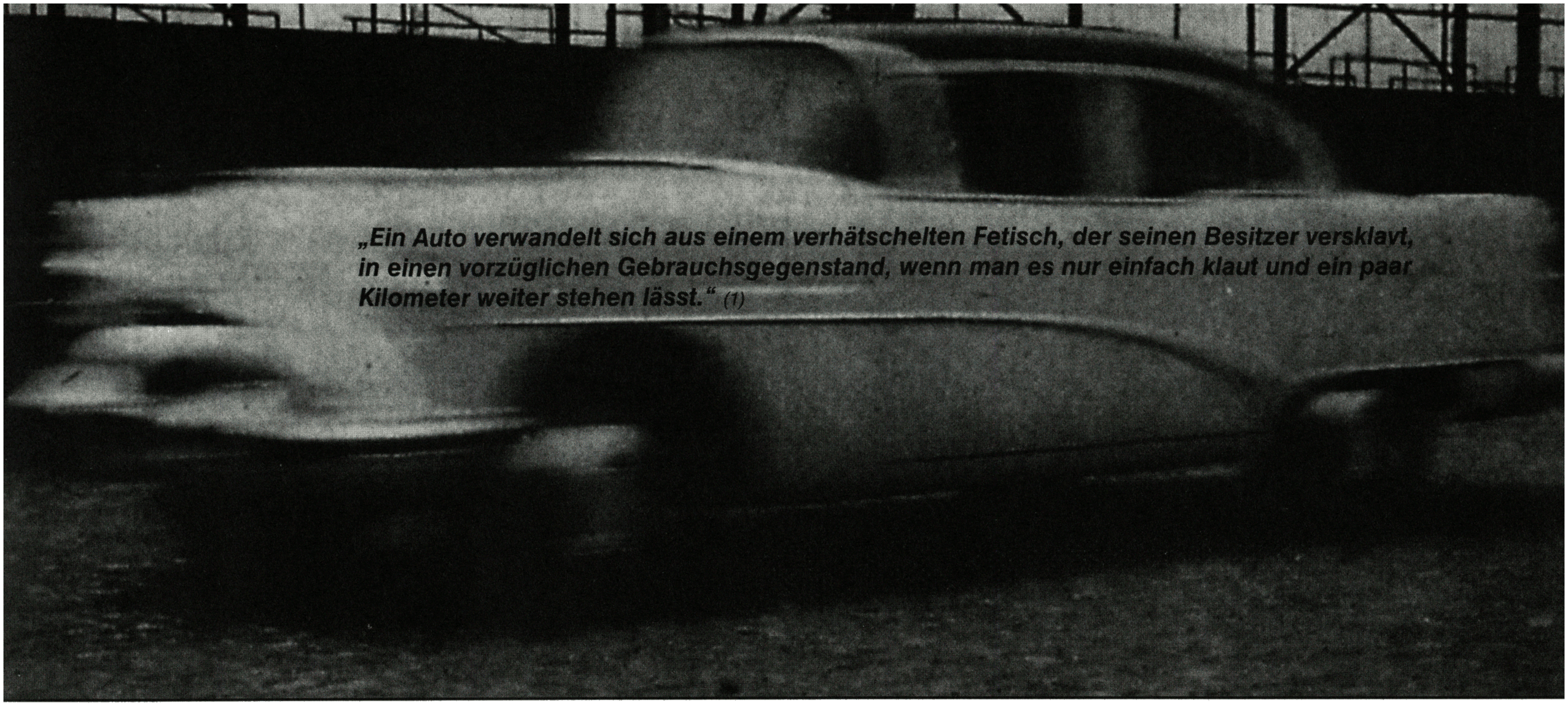
MIKRO/MAKRO
Hier entsteht ein neuer Supermarkt

Wie jede echte Debatte ernährt sich auch die Auseinandersetzung um „Mikro“- oder „Makropolitik“ von der Unversöhnlichkeit ihrer Gegensätze. Das garantiert ihre Dauerhaftigkeit. Schließlich handelt es sich nicht nur um eine Frage der linken Strategie (makro) oder Taktik (mikro), sondern um eine Frage der Perspektive auf die Welt, das Soziale und uns selbst.

Wie alles anfing: Im Lauf der 60er Jahre bekam das marxistische Theoriemodell Konkurrenz durch eine neue Form der Gesellschaftsanalyse, die „Macht“ nicht einfach auf den Staat oder die ökonomische Verfügungsgewalt des Kapitals zurückführte, sondern die Orte beschrieb, an denen politische Technologien und Kontrollmechanismen in das Alltagsleben eingreifen: die Schule,die Fabrik, das Militär, das Krankenhaus, das Gefängnis, die Familie, die Beziehung. Die Untersuchung der Machtbeziehungen und Kräfteverhältnisse, die den sozialen Raum definieren und ordnen, traf sich mit der Praxis der „neuen sozialen Bewegungen“ und vervielfältigte die Fronten, an denen gegen Herrschaft und Unterdrückung gekämpft werden konnte/mußte. Das Privat- und Alltagsleben wurde zum gleichberechtigten Schauplatz politischer Artikulation. Ohne den Umweg über die „große Politik“ richteten sich die mikropolitischen Kämpfe unmittelbar gegen die Unterdrückungsverhältnisse, die im alltäglichen Leben erfahrbar sind: gegen die Macht der Männer über Frauen, der Eltern über ihre Kinder, der Psychiatrie über die Geisteskranken, der Medizin über die Bevölkerung, der Verwaltung über das Leben der Leute.

So fördert die mikropolitische Perspektive das Entstehen der unterschiedlichsten subkulturellen Minderheitspositionen und alternativen Lebensstile, die durch nichts verbunden sind als durch ihre partielle Nichtübereinstimmung mit dem gesellschaftlich dominanten Ideal des vernünftigen, männlichen, heterosexuellen, weißen, leistungsbereiten und geschäftstüchtigen Subjekts. Ihre einzige Gemeinsamkeit und die einzige Möglichkeit ihrer Verbindung besteht in der Zurückweisung der etablierten Perspektive, die uns bestimmte Weisen der Subjektivierung aufzwingt und die uns vorschreibt, wie wir zu sein und zu leben haben.

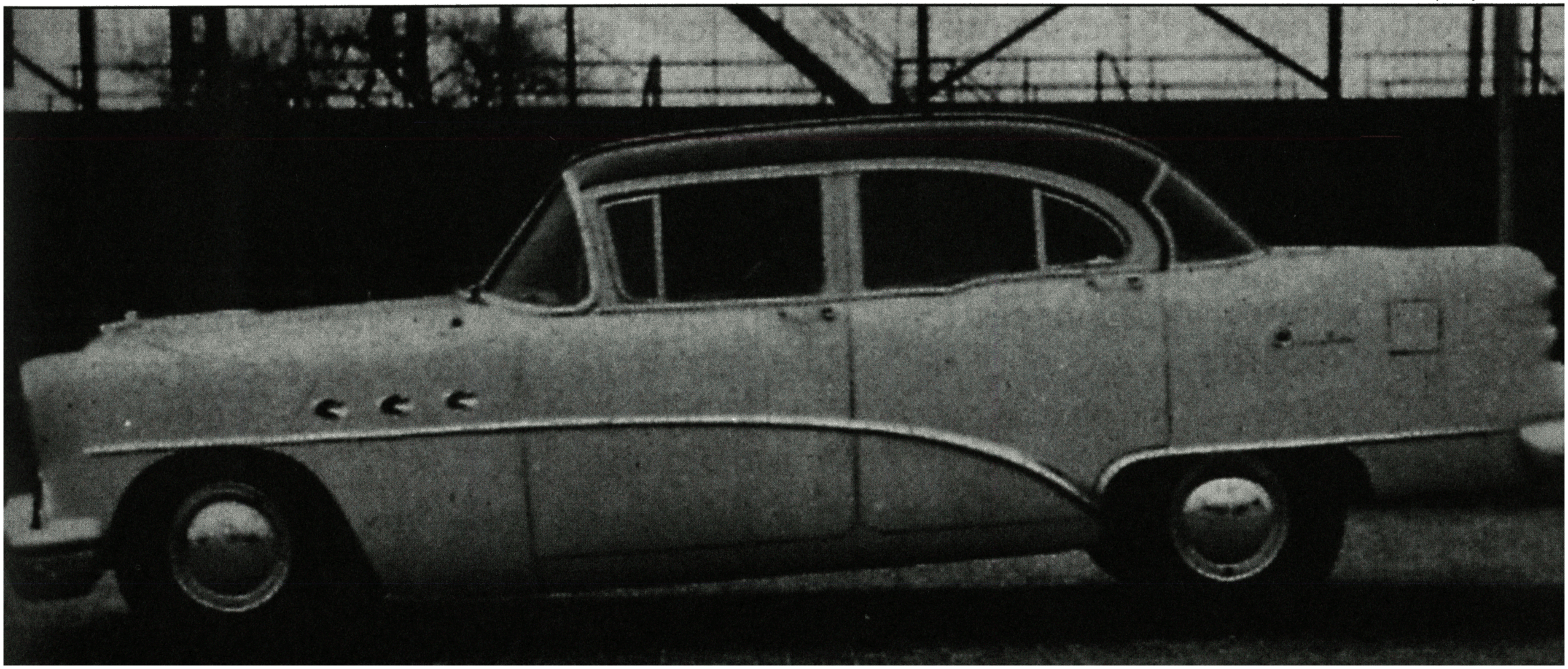
Wir erklären die Debatte zwischen „Mikropolitik“ und „Makropolitik“ für eröffnet. Sie wird sich über die kommenden hundert Nummern unserer Zeitschrift erstrecken. Die Gewinner werden in der 101. Hilfe per Losverfahren ermittelt. Das Spielzimmer ist tapeziert. Faites vos jeux!



i am not: content

ich bin nicht inhalt oder bin ich nicht zufrieden?

(film)



1
das stimmt. es ist offenkundig, dass an den gegenständen, die dem konsum offenstehen, irgendwas schiefliegt, dass etwas grundsätzlich enttäuschendes in ihnen liegt. das, was sie versprechen, ist auf eine angenehme (+ vielversprechende) weise diffus + verliert sich dann im gebrauch.

so tritt das versprechen eines harmonischen familien-sonntag-morgens *(rama)* ebenso-

wenig im gebrauch der margarine auf, wie das für das erotisiert-saubere des spät-morgens-single-daseins *(lätta)* gilt. das gebrauchswertversprechen der margarine täuscht, insofern die differenz zwischen *lätta* + *rama* oder *no-name* nahezu keinen weiteren unterschied macht. Es unterstützt aber immerhin noch das bedürfnis nach lebensmitteln - wohl niemand wird bei der *lätta*-benutzung die dazugehörende atmosphäre vermissen.

jenseits des tatsächlichen (margarine-)benutzens erstreckt sich ein enormer bereich eines 'mehr', das den psychischen bereich agitiert + ökonomisiert mittels identifikationen, bedürfniserregung + erregungsbeseitigung, freizeitbeschäftigung + der suggestion von effizienz, von sparen an zeit + an geld als phantasmatischer puffer eines gewinns.

› sind alle küchen + wohnzimmer + hobbykeller + alle technischen gadgets gänzlich entleert von jedem gebrauchswert + nur hüllen unnützen beschäftigt-werdens? - (schwer zu sagen).

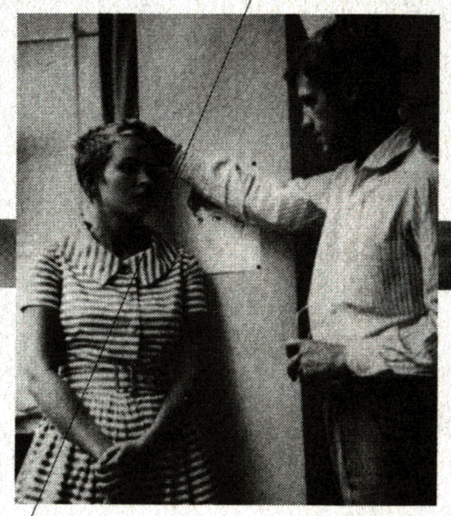
demgegenüber ist die vorstellung, sich „spontan" ein auto anzueignen + loszufahren (location: sonnig) sehr toll. anders als beim kauf, bei dem es das gebrauchswertversprechen ist, das attraktiert (der reiz des was-man-damit-tun-KÖNNTE), ist im plötzlichen sich-im-geklauten-auto-befinden keine projektion, sondern der einigermassen ungeteilte jetzt-zustand. das muss nicht glück sein, sondern ist vielleicht kopfschmerzen oder langeweile, aber unentfremdet, nicht ware, nicht teil des managements dessen, was jemand „fehlt".

diese vorstellung ist (aber) film. der subjektive zustand, der in der vorstellung eines solchen gebrauches (eines autos) mitgemeint ist, das gefühl der nicht-entfremdung, des „direkten lebens", das ist nichts, auf das man sich beziehen könnte. es ist nicht einfach das, was man erreichen könnte, wenn der schleier der falschen warenverhältnisse weggenommen ist. es ist nicht das natürliche, das sich einstellt, wenn das unnatürliche der herrschenden verhältnisse ausgesetzt ist. denn als subjektiver (erstrebter) zustand zieht es sich als angetäuschte unmittelbarkeit + prekäres 'jetzt' sofort zurück. es ist objekt eines wunsches: im gleichen moment, in dem dieser im bild des auto-"nehmens" niedergelegte zustand als wunsch fixiert ist, wird er zum objekt einer ökonomie, einer verknappung, wird gegenstand.

die vorstellung ist also nicht deshalb film, weil sie unrealistisch ist (autoknacker/innen beweisen das gegenteil), sondern weil sie nicht zu 'haben' ist, weil 'haben', auch wenn es sich um 'gegenstände' handelt, die nicht zur waren-produzierenden-sphäre gehören, ein vermitteltes verhältnis ist. oder film: die an sich selbst adressierte substanz einer aufschiebung.... dieser begehrte zustand benötigt ein subjekt, das subjekt dieses zustands, das ihn zu erleben in der lage sein muss. wer kann subjekt sein zu diesem wunsch-objekt, oder: wer wird ein solches objekt, das in seiner subjektivität die freiheit hat, diese unmittelbare benutzung zu realisieren? ich selbst? (wer sonst).

2
in französischen filmen der *nouvelle vague* treten solche objekte auf. sie sind alle circa 30 jahre alt, und das gibt ihren handlungen genug gewicht, um nicht zu objekten einer genrespezifischen dokumentation (jugend) zu werden, aber auch genug, um nicht fest gefahren zu erscheinen. ihre rest-jugend lässt sie noch mit allen möglichkeiten aufgeladen erscheinen. die figuren sind ungebunden, in ihren lebensplanungen nicht fixiert, sie gehen keinen festen berufen nach. das 30-jahre-sein ist latent sexualisiert (2).

die automatik-heterosexualisierung kann in diesen filmen einfachst als spannung angelegt werden, indem 1 mann + 1 frau (es können auch von jedem genre mehrere sein) in



ausreichende nähe zueinander plaziert werden. im gegensatz zum kommerziellen film, in dem die in gleicher weise angelegte sexuelle spannung, als liebe vermittelt, jeweils zu ihrer auflösung kommt (couple found), trickst die *nouvelle vague* damit herum, ironisiert die erfüllung, zieht heldentode vor etc. im existentialistischen gestus der hier gezeigten figuren, des im eigenen leben umherirrens, ist der zweck der im film dargestellten aktionen absichtlich unerfüllt. in der betrachtung der sympathischen helden sind sie jedoch selbstzweck + hier ist sex der letztgültige gebrauchswert - was aber nicht zu gebrauchen ist...

3
solche objekte sind empirisch gegenwärtig massenhaft gegeben. personen, die entweder freiwillig auf ein berufsbild verzichten + sich durch sozialhilfe oder jobs am ökonomischen überleben halten. häufig sind es auch personen, deren ausbildung eher neigungen/interessen als beruflicher entschlossenheit folgte + deren nicht-beschäftigt-werden-können ihnen daher nicht nur nicht unrecht kommt (je nach stimmung), sondern die auch (noch) nicht so weit sind, eine andere professionelle verankerung als quereinsteiger/innen anzustreben.

die gewisse breite, die eine solche unbewegte bewegung hat, macht sie noch nicht zu einem politischen faktor, da die ursachen, gründe + absichten der beteiligten zu divers + unausgesprochen sind. eine unspektakuläre abwehr bürgerlicher gewohnheiten ist dabei die regel. wobei unter 'bürgerlich' hier eher das zu verstehen ist, was sich pragmatisch aus berufsleben ergibt: zweierbeziehung, heirat, urlaub/freizeit, konsumcodierungen. diese faktoren, insofern sie 'bürgerlich' charakterisieren, treten weniger als überzeugungsinhalte auf; sie ergeben sich vielmehr aus den zwängen, die das nicht-zeit-haben des üblichen berufslebens mit sich bringen.

wer kaum zeit für freundschaften/beziehungen hat, hält sich naheliegenderweise in (bis zur katastrophe) stabilen zweierbeziehungen auf + überlegt sich jedes aufs-spiel-setzen. das verdiente geld kann reali-

ter kaum mehr offen ausgegeben werden. die linie geld-freizeit-erlebnis benötigt eine garantierte bindung, die dann nur in fetischisierter weise als robinson-club-urlaub garantiert werden kann.

ten wunsches, freigesetztes begehren + aber auch nicht das gegenteil, zeit-haben ist nicht zwangslangeweile.

darin steckt zuerst einmal ein gebrauch des eigenen lebens,

mehr irregulär versucht zu jobben oder arbeitslos ist + sich damit fragen kann, ob man sich um eine miet-initiative kümmern will oder sich einfach daran gewöhnt, zuhause mit der zeit etwas anzufangen, -

von niemandem als referenz auszuhalten + muss daher als kleinere nummer heruntergeschraubt werden. in kleingeldformat als vorläufige entscheidung. der vorsatz, mit dem eigenen leben etwas anzufan-

ginär damit endet, dass dieses ego sich selbst attraktiv findet. d.h. aber: ware zu sein, deren besitz zusammenfällt mit dem wunsch, sie zu erwerben. es bleibt gleichzeitig aber auch ein nicht-hintergehbarer anspruch von emanzipation.

wenn also jeder + jede beim nicht-fetischistischen gebrauch (eines autos) sofort merkt, dass hier das richtige leben agiert, so ist umgekehrt der normal-vollzug falsches + daraus konnte sich die 60er-jahre-bewegung aus der „Wut über den Betrug am richtigen Leben, dessen Opfer man selbst sein sollte“ (4) ableiten. eben diese „wut“ ist aber als kleinformat in alltags-gereiztheit eingegangen + kann nur bedingt in widerstand umgewandelt werden. in die abstrakte absicht, anders

leben zu wollen + nicht zu wissen, was anders heisst, steigt das kleingeld jedoch ein: „das kann doch nicht alles gewesen sein“. während die frage danach, wie sich diese option bewohne, unbeantwortet in einer narkose zurückbleibt, ist sie eine projektbeschreibung dessen, was eine linke austestet + differenziert, auch wenn sie es nicht weiss.

anhang:
*no name * paraphernalia of western junk culture falsche subjekte, die trotzdem ‘leben’ + richtige, die es auch tun*

mikro-politik heisst: es darf nicht alles auf ‘revolution’ konzipiert sein. das verfehlt das, worum es in der revolution zu gehen habe. revolution kann nicht nur als befreiung von herrschaft (des kapitals/des patriarchats) gedacht werden,

4
wie bewohnt sich nun das gegenstück, das zeit-haben (3)? dieses zeit-haben ist offenkundig weder die selbstentfaltung des nicht deprimier-

der nicht alles den zwängen eines einmal eingeschlagenen weges überlässt. sich überhaupt überlegen zu können, ob man weiterhin erzieher/in bleiben möchte oder nicht viel-

all das bedeutet eine struktur, in der das ich sich seinem leben gegenüberstellt + sinn +(gebrauchs)wert desselben verhandelt.
diese existenz-übergrösse ist

gen, das mehr ist als das nichts (des normal-vollzugs), bewegt sich um eine ähnliche achse wie das gesamtgesellschaftliche „projekt“ einer letzten utopie des ego, die ima-

sondern bedarf auch dessen, wozu sie befreiung ist. dieses wozu ist auch wieder befreiung, befreiung von der einsperrung ins ich, also mehrfach-sein, widerspruch, vielfalt + linien, die ins nicht-sinnvolle, ins einfach-so, ins ist-egal führen.

die mikro-politik/analyse lässt sich auch verkehrt herum lesen, ohne verzerrt worden zu sein: auch das leben des letzten yuppies ist irgendwie reich + multipel, er merkt es nur nicht. auch der spiessigste fabrikant (um mal bei den männern zu bleiben) lebt einen subtext, der voller sexualisierter differenzierungen ist, der eine unmenge von gefühlen zwar unter den tisch fallen lässt, die sich unter diesem aber dennoch ausbreiten, sich eben zwar verschieben,

aber nicht wegmachen lassen. man kann das für die andere seite des mondes halten, d.h. für etwas, das, weil nicht wahrgenommen, auch mehr oder weniger nicht existiert.

die psychoanalyse macht aus der dennoch-vielfalt, aus diesem subtext ein symptom für das nur verdrängte oder ins neurotische getriebene - die ticks, die gewohnheiten, western-filme zu gucken oder eiskunstlauf als komische sexuelle ableitung von erotisierender beweglichkeit, alles, was eigen ist + irgendwie nicht wahrgenommen wird + dazu noch die ereignisse, wo jemand plötzlich mal was ganz anderes tut, gedanken oder handlungen, die jedoch unthematisiert bleiben, anderen gegenüber, aber auch sich selbst gegenüber, bis es sie irgendwie gar nicht mehr gegeben hat. die mikroanalyse macht das gegenteil + erhebt diesen bereich zum eigentlichen: das subjekt ist nicht einfach, sondern unendlich komplex + die befreiung (dessen, was eigentlich schon da ist) zu dieser komplexität ist der eigentliche therapeutische akt.

+ nicht zuletzt deshalb sind die paraphernalia of junk culture neben ihrem phantasma, ware total sein zu können, auch das raster, auf dem ihr gegenteil sich ebenfalls bewegt.

→ *1 wolfgang pohrt, theorie des gebrauchswerts, berlin 1996*

→ *2 der filmemacher: eigentlich wollte ich (als godard + demzufolge männlich) an IHR gleichzeitig das darstellen, das ich (so sagt man) begehre, als auch das, was ich entweder begehren würde, wenn ich SIE wäre (nämlich das leben, das SIE führen könnte) oder das, was ich als reines ich-sein begehren würde, etwas, das ich mir natürlich nur in der figur 'frau' vorstellen kann. wobei mir natürlich klar ist, dass SIE damit zum objekt werden würde, aber das ist es ja gerade, was ich zeigen will, die zirkulation von geld + frau-objekt in der kapitalistischen gesellschaft. ich habe dabei den fehler gemacht, dass ich - solange 'sexy' das ist, was unter 'sexy' fällt - damit kapitalismus noch weiter sexy gemacht habe. aber jacques, erik + die anderen haben es ja auch nicht viel besser gemacht.*

→ *3 zeit-haben ist gemeint im sinne von: immer wieder neu bestimmen zu können/müssen, wie mit der eigenen zeit umzugehen ist, in der weise beispielsweise, dass regelmässig mehr als eine möglichkeit offensteht (erstmal viel jobben, um später wegzufahren etc).*

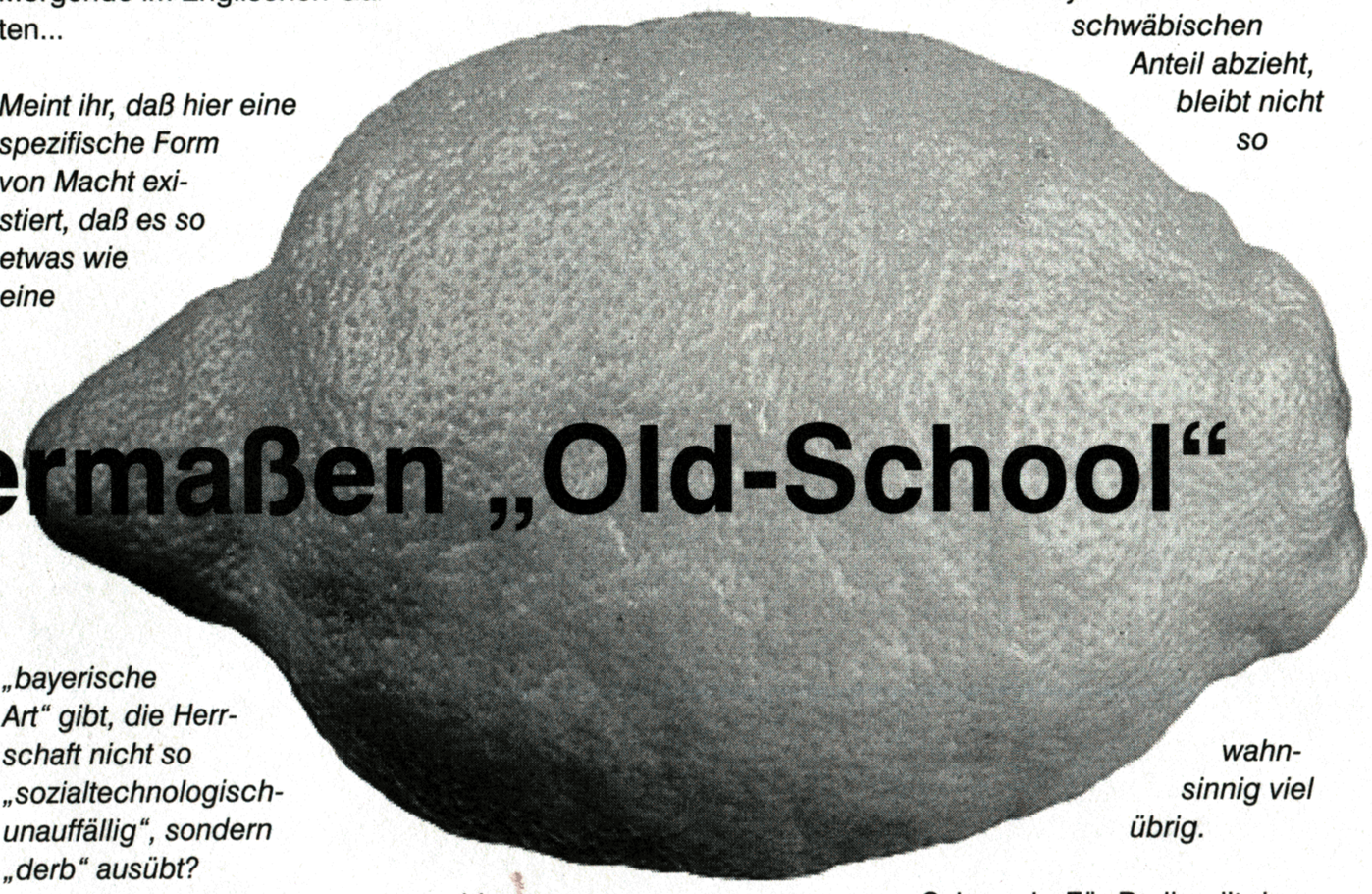
→ *4 s.o., s. 24*

Mit „Economy Class“ haben die Goldenen Zitronen im Herbst die sechste LP in ihrer über zehnjährigen Bandgeschichte veröffentlicht. Alle unsere Lieblings-Themen werden hier auf eine so noch nicht gehörte, hysterische Spitze getrieben. Nichts lag also für die ERSTE HILFE näher, als sich mit Ted Gaier und Schorsch Kamerun über München, Aufklärungsmusik und das „physische Erleben eines persönlichen Freiheits-Begriffes“ zu unterhalten.

Get into the social: kollektiv leben

Ted: Ich bin hier aufgewachsen. Deshalb kenne ich München. Eine Art Liebeslied an München zu schreiben, wollten wir bestimmt schon seit fünf Jahren. Der konkrete Anlaß für *„Munich“* war dann der Feuchtwanger-Roman *„Erfolg“* - dort sind Münchens Widersprüchlichkeiten und der ganze Wahnsinn ja ganz gut zusammengebracht - und ein paar Morgende im Englischen Garten...

Meint ihr, daß hier eine spezifische Form von Macht existiert, daß es so etwas wie eine „bayerische Art“ gibt, die Herrschaft nicht so „sozialtechnologisch-unauffällig“, sondern „derb“ ausübt?



Gewissermaßen „Old-School“

München ist ja nicht nur die Stadt, die von jungen Menschen in Richtung Hamburg oder Berlin verlassen wird. Aus München werden auch gerne Mythen konstruiert: Das fängt mit der Vorstellung an, ‘68 hätte „in Wirklichkeit“ an der Kunstakademie in München begonnen und setzt sich mit dem Bezug auf die Gruppe Spur, die Situationisten oder die Subversive Aktion fort. Andere Leute greifen noch weiter zurück. Da geht es dann um Katholizismus. Bayern als quasi feudales Land, in dem Herrschaft nicht abgeleugnet wird, wo es derb zugeht, und die Leute das Herz am richtigen Fleck haben. Wie seid ihr auf die München-Geschichte auf eurer neuen Platte gekommen?

Ted: Aus den 80ern weiß ich noch, wie das mit der Freizeit ‘81 abging und wie mit dem *Milb* der Punk-Geschichte in einem Herbst der ganze Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Wie das so durchgenagelt wurde. Das ist schon eine spezifische Art von Macht. Ich glaube, seither hat sich in München in dieser Hinsicht nicht mehr viel entwickelt. Natürlich gibt es jetzt auf einem ganz anderen Level Sachen wie das *Ultraschall*, aber das ist ja auch wieder gut konsumierbar. Was ich jedenfalls auffällig finde, ist, daß diese Ansätze immer wieder abgebrochen sind, sei es die Räterepublik, die Existentialisten-Zirkel, Freizeit ‘81 oder die Alternativ-Szene Ende der 70er. Erst neulich ist mir wieder aufgefallen, wie stark soziale Kontrolle hier funktioniert. Vor etwa einem Jahr haben wir mit den *Three Normal Beatles* hier gespielt, durchgemacht und morgens auf der Leopoldstraße ein paar Lose gekauft. Was wir gewonnen hatten, war nutzloser Schund, ein Schlüsselanhänger, den ich weg-

Ohne Computer, aber mit Freunden

schmiß, worauf mich sofort eine Dame darauf aufmerksam machte, daß ich das ja auch in den Müll werfen könnte. Das ist ein Grad an sozialer Kontrolle, der für eine Großstadt wirklich beispiellos ist.

Sicher funktioniert soziale Kontrolle hier besonders gut. Aber das ist ja nur ein Grund für das Abbrechen von Ansätzen. Darüberhinaus sind auch viele Leute nach Hamburg oder Berlin gegangen. Wenn man sich die dortigen Großstadt-Szenen anschaut und dann den bayerischen und schwäbischen Anteil abzieht, bleibt nicht so wahnsinnig viel übrig.

Schorsch: Für Berlin gilt das vielleicht. Aber so viele Münchner gibt es in Hamburg immer noch nicht. Stuttgarter haben wir da in rauhen Mengen und das verstärkt sich auch noch. Aber Münchner? So oft trifft man die nicht in Hamburg.

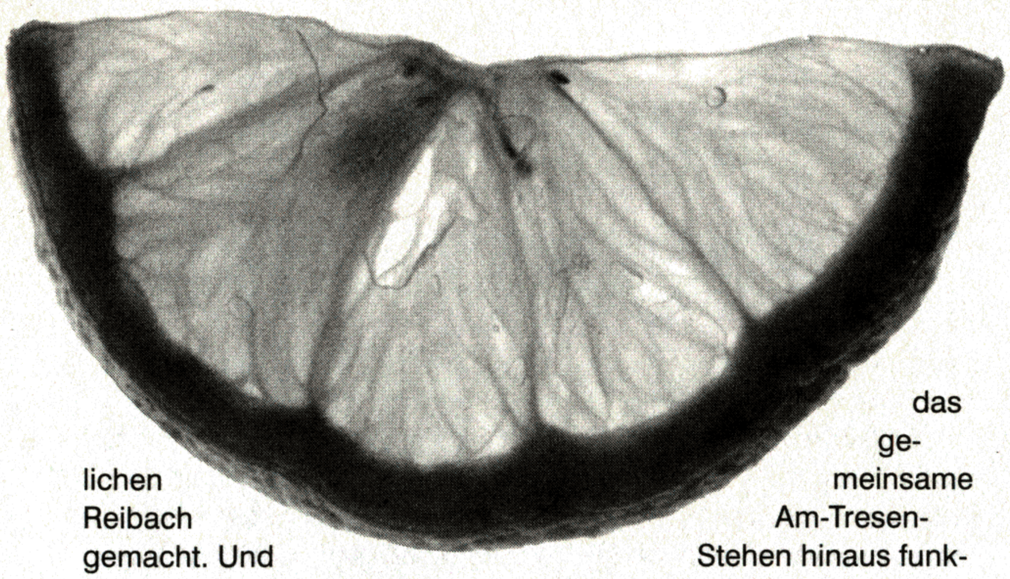
Ted: Tatsache ist ja aber wohl, daß sie in bestimmten Etappen weggegangen sind. Was ich mich frage, ist, wie eigentlich die Bohème-Szene aus den 60ern hier verschwunden ist. Ich denke ja immer, das war die Olympiade, der U-Bahn-Bau und der Machtwechsel zur CSU.

Und was denkt ihr über die 50er und 60er Jahre in München, die Großstadt- und Bohème-Szene in der Kunstakademie und bei den Schwabinger Krawallen?

Ted: Die Kunstakademie ist mir vor allem als Mythos bekannt. Als Kinder hat man uns da hingeschickt, und wir sollten alles vollschmieren - was wir dann auch gemacht haben. Die Künstler an sich gingen mir zu der Zeit - mit fünf - ziemlich auf die Nerven. Was noch interessant ist aus dieser Zeit, ist die Musikszene. Die ersten interessanten Bands, die eine eigenständige Musik gemacht haben, kamen mit *Embryo* und *Amon Düül* aus München. Das habe ich auch als Kind mitgekriegt. Da kamen dann *Embryo* in den Kindergarten, haben uns Instrumente in die Hand gedrückt, und wir sollten „free“ drauflos machen - was mich auch genervt hat. Vielleicht wollten die „Spirit“ aufsaugen - oder was weiß ich. Dann kamen Künstler und haben unsere Ärsche in Gips genommen. Die waren dann auch sehr hoch dotiert und hingen für tausend Mark beim Bürgertum.

Eure Ärsche?

Ted: Ja, unsere Ärsche hingen da. Damit hat diese Kommune in der Giselastraße einen ziem-



lichen Reibach gemacht. Und dann ist da noch diese Geschichte mit Glam-Rock und Fußball. Die ganzen 70er-Stars sehen ja um '74 genau genommen alle wie Zuhälter aus - und Breitner hat am Anfang für die *Rote Hilfe* gespendet. Es macht Spaß, daraus ein Stück zu machen. Über eine andere deutsche Stadt ein Stück zu machen, ist dagegen doch weitgehend uninteressant.

1993, nach den rassistischen Übergriffen von Hoyerswerda und Rostock, habt ihr euch zusammen mit Leuten aus der Musik-, Kunst- und Politik-Szene in den „Wohlfahrtsausschüssen" an dem mittlerweile schon tot diskutierten Crossover von Pop & Politik versucht. Wie seht ihr diesen Ansatz heute, nachdem der anfängliche Aktionismus wieder verschwunden ist?

Ted: Für mich ist der Ansatz eigentlich noch nicht verschwunden. Nach den letzten Aktionen war aber plötzlich irgendwie die Luft heraus. Eine Reaktion darauf ist diese Platte. Die Platte spielt in vier oder fünf Fällen aus der Sicht von solchen Leuten und zeigt auf, daß das, was an dieser *Wohlfahrtsausschuß*-Idee gefehlt hat, war, das Soziale mit einzuschließen - also auf einer physisch empfindbaren Ebene ein soziales Gefüge zu schaffen, das über das Politische und das gemeinsame Am-Tresen-Stehen hinaus funktioniert. Als das aus den Schlagzeilen verschwunden war, sind alle Bohemiens wieder in die Kneipen gegangen und stehen da heute noch. Das ist das Problem von dieser *Wohlfahrtsausschuß*-Geschichte gewesen. Für viele Leute war das nur eine andere Version von bürgerlicher Empörung. Vielleicht ist man heutzutage aber auch schon so vereinzelt, daß man anders als '68 gar nicht mehr auf die Idee kommt, beispielsweise sein Leben kollektiv zu organisieren oder Kommunen zu gründen. Das ist alles kein Thema mehr. Die Leute führen ihr Single-Dasein, wovon auch diverse der neuen Stücke handeln.

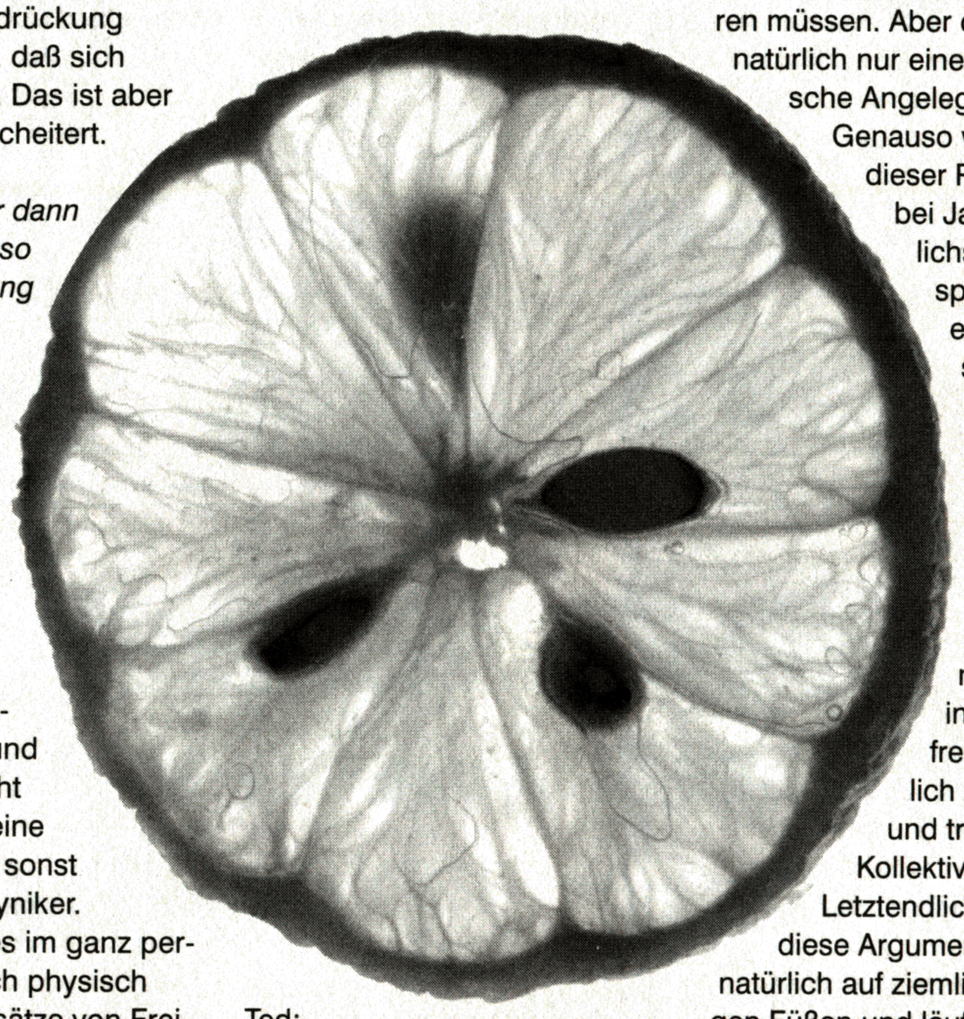
Dieser Trend hängt ja wohl auch mit den Einflüsterungen des Neoliberalismus zusammen. Schließlich werden an allen Ecken hochindividuelle Konzepte angeboten. Was machen wir mit diesem „individuellen Leben"?

Ted: Zur Entwicklung des kollektivistischen 68er-Modells gehörte natürlich auch die Absetzung von dem damals vorgegebenen Modell, das derart rigide war, daß man es nicht ertragen konnte. In den 70er Jahren ging der Kampf um individuelle Freiheit noch mit einem politischen Kampf einher. Letztendlich waren die ganzen Errungenschaften aber irgendwann als Ware willkommen und im konsumierbaren Rahmen systemunterstützend: Rockmusik, Drogen, Mode... das ist ja alles notwendig, um Wirtschaftswachstum zu erarbeiten. Heute, wo Rockmusik Menschenrecht ist, und jeder sich seine schrille kleine exzentrische Note doch bitteschön anschaffen sollte, hat das zu dieser Vereinzelung geführt. Man hat ja immer gehofft, Aufklärung über so etwas wie Unterdrückung würde bewirken, daß sich etwas verändert. Das ist aber nun wirklich gescheitert.

Warum macht ihr dann überhaupt noch so stark an Aufklärung und Information orientierte Sachen, wenn ihr das Konzept Aufklärung für gescheitert haltet?

Ted: Das ist noch lange kein Grund, nicht weiter aufzuklären und zu sagen: Es geht anders. Das ist eine ethische Frage - sonst wird man zum Zyniker. Außerdem gibt es im ganz persönlichen Bereich physisch empfindbare Ansätze von Freiheit. Daran glaube ich, und das erlebe ich auch. Das klingt jetzt schon sehr christlich. Aber „das Maul aufmachen" und zu denken, daß deswegen jemand mitmacht, sind zweierlei Sachen. Ich denke, das Maul muß man auf alle Fälle aufmachen, ohne zu kalkulieren, ob man damit Erfolg hat. Das ist ja das Resignative an den postmodernen Phänomenen, daß alle über Unterdrückungsmechanismen Bescheid wissen, aber behaupten, „daß wurde doch alles schon tausend mal gesagt, das ist halt so". Das ist ein Grund, warum die Linke hier am Boden liegt. Weil man dieses realpolitische Erfolgs-Ding so verinnerlicht hat, daß man denkt: „Es macht nur Sinn, was Erfolg bringt". Damit fängt das ganze Dilemma eigentlich an.

Und wo seht ihr einen Ausweg aus diesem Dilemma?



Ted:
Mein Modell ist, daß man möglichst kollektiv wohnt und möglichst kollektiv mit dem umgeht, was einen persönlich betrifft. Das ist natürlich keine wirkliche Perspektive, weil das - wie man ja an der Vereinzelung vor dem Computer sieht - von gestern ist. Aber ich persönlich, als alter Romantiker, glaube daran. Das gilt bei der Band dann auch ökonomisch: Wir kontrollieren möglichst den ganzen Produktionsablauf - vom Selbst-Produzieren bis zum Cover-Design und dem Promotion-Text. Aber das ist natürlich ein Spielfeld. Ich kann es den *Sternen* nicht übelnehmen, daß sie zu *Sony* gehen. Ich denke nur, daß sie selber nicht damit glücklich werden. Wir sind mit unserer Situation soweit glücklich, daß wir uns in einem intakten Rahmen bewegen, wo ein Austausch auch konstruktiv ist, wo wir nur minimal kollaborieren und uns um Strategien scheren müssen. Aber das ist natürlich nur eine symbolische Angelegenheit. Genauso wie die Idee dieser Platte, wie bei Jazz möglichst frei zu spielen, nur eine symbolische Idee von Freiheit ist. Die Free-Jazz-Idee war ja, das menschliche Zusammenleben individuell so frei wie möglich zu gestalten und trotzdem ein Kollektiv zu sein. Letztendlich steht diese Argumentation natürlich auf ziemlich wackligen Füßen und läuft auf eine ziemlich anti-technologische Haltung heraus. Aber ich muß sagen: Das ist das, was mir etwas gibt. Das macht für mich Leben aus. Auch '68 war ja das physische Erleben das entscheidende, nicht der theoretische Überbau. Das physische Erleben eines persönlichen Freiheitsbegriffs, der natürlich nicht am Computer funktioniert, sondern durch Austausch mit Freunden. Ich bin da gewissermaßen Old-School.

Mikropolitischen und kulturrevolutionären Praktiken wird vor allem Unwirksamkeit vorgeworfen. Die Veränderungen, die sie bewirken, seien zu klein und zu unbedeutend, um überhaupt bemerkt zu werden. Oder sie würden durch Trendsetting und Ästhetisierung ihres politischen Charakters beraubt und in den gesellschaftlichen Mainstream integriert: als dernier cri auf dem Markt der interessanten Abweichungen und Exotismen. Menschen, die von politischem Realitätssinn geleitet werden, bestehen deshalb auf der Trennung von großer Politik und privatem Kleinkram. Streng ökonomietheoretisch orientierten KritikerInnen fehlt vor allem der Zusammenhang der verstreuten und divergierenden Mikro-Praktiken zur gesellschaftlichen Totalität: Praktiken, die nur an der Oberfläche der kapitalistischen Vergesellschaftung herumkratzen, könnten nie zu einer radikalen Erkenntnis, geschweige denn einer Aufhebung des warenproduzierenden Systems gelangen. Da es den marxistischen KritikerInnen andererseits nicht gelingt, die konkrete Lebenswirklichkeit der Individuen lückenlos aus den Kapitalgesetzen abzuleiten, neigen sie dazu, diesen Bereich des „bloß Subjektiven“ einfach zu ignorieren bzw. als Ort der illusionären Verkennung und der trügerischen Freuden von sich zu weisen.

Tatsächlich sind Ansätze, die vom alltäglichen Leben ausgehen, der Gefahr ausgesetzt, sich zu verzetteln und sich endlos in Einzelheiten herumzutreiben. Die 80er Jahre haben gezeigt, wie leicht die Befassung mit den kleinen Dingen des Lebens in esoterische Befindlichkeitskontrolle oder Lifestyle-Design umschlagen kann. Losgelöst vom Zusammenhang einer linken Gegenkultur, die sich als gesellschaftsveränderndes Projekt verstand, kann die Aufwertung von „Differenzen“ und die Spezialisierung auf die Suche nach der eigenen, unvergleichlichen Identität die reaktionärsten politischen Schauspiele begleiten. Von der eigenen Erfahrung, Eigentümlichkeit oder „Identität“ auszugehen, ist selbstverständlich nicht per se befreiend, sondern kann, im Fall der Subkultur jede Menge Stumpfsinn und, im Fall nationaler Eigenheiten, weitaus Übleres hervorbringen.

Kindergarten
oder Kulturrevolution ?

Dies ist der modernistische Welt: Das Ich, das Selbst und das Drumherum. *1.Teil:*

Drei Mißverständnisse aus katholischer Sicht.

von Reinhard Jellen

1. Das Privatleben: notwendiger, protestantischer Gesinnungsterror und Popmusik

„They let you be a king but you need applause." (The Jam, „When you're young", 1979)

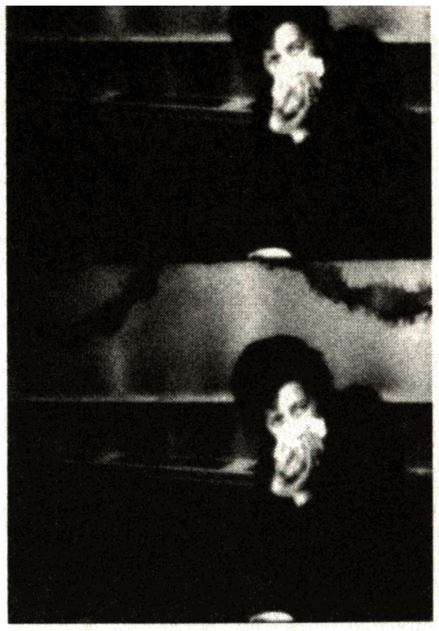
In den letzten Jahren war zumindest in der „Spex", in der „konkret", in meiner Stammkneipe und anhand einer ganzen Reihe von erfrischend abstrakten, linken Seminarzeitschriften das Phänomen zu beobachten, daß Leute aus dem politischen Umfeld verstärkt sich mit Musik und Subkulturen zu befassen begannen, während Menschen, die ihren Kopf einstmals ein wenig zu tief in das Honigtöpfchen Musik gereckt hatten, anfingen Theorie und Politik einen ähnlichen Vernunftbeschwingtheits-Grad einzuräumen wie Prince Phillip Mitchell, Otis Clay, The Jam und Northern Soul. Wieder einmal wurde die lästige Frage aufgeworfen, nachdem wir uns Mitte der achtziger Jahre so schön darauf geeinigt hatten, daß beides zwei verschiedene Paar Martens seien, ob und inwiefern Popmusik politisch sei. Gleichzeitig sollte das Private als Thema der Politik aufgefaßt werden und die politische Korrektheit wurde in das Zentrum selbstkritischer Aufmerksamkeit gerückt, wobei noch zu sagen ist, daß es sich bei letzterer um eine Selbstverständlichkeit handelt, die elementar wichtig ist, den ganzen Sinn jedoch nicht ausmacht: In einer der schlimmsten Restaurationsphasen seit der Vertreibung aus dem Paradies, in einer Zeit, in der man die Antworten gehen und die Fragen bleiben sieht, ist es notwendig, um zivilisatorische Selbstverständlichkeiten zu kämpfen - die letztendlich für nie ganz verwirklichte Errungenschaften dieser Gesellschaft stehen, deren sich diese ganz besondere Art von Zivilisation anscheinend nur allzugerne als überflüssigen Ballast entledigen würde - genauso wie es notwendig ist einzusehen, daß es sich bei dem Kampf um diese Selbstverständlichkeiten tatsächlich nur um einen Teilaspekt des Kampfes handeln kann: pc ist ein Rückzugsgefecht und ist zumindest innerhalb der Linken als solches auszuweisen. *(Nur weil die Mitte nach rechts gegangen ist, dürfen die Linken doch nicht anfangen, in der Mitte zu spielen. Die Welt ist doch kein verdammtes Fußballspiel und wir sind nicht die blöde Nationalmannschaft).* Außerdem lassen sich reale Kämpfe nicht auf einer begrifflichen Ebene gewinnen, und der Kampf gegen Diskriminierung läßt sich nicht am besten dadurch ausfechten, daß diskriminierende Begrifflichkeiten zu Hauptfeinden erkoren werden, sondern indem man gegen eine gesellschaftliche Praxis ankämpft, deren geistiger Ausdruck eben jene Begriffe sind. Begriffe sind eben, auch wenn sie materielle Sachverhalte und aus ihnen abgeleitete Vorstellungen repräsentieren, selbst keine materiellen Entitäten. Und da wir schon einmal dabei sind: meine Lieblingsminderheit *(abgesehen von meinen Lieblingen)* bin ich, und das sind wir - die Lohnabhängigen, Leute also, die keine Fabriken oder andere Nettigkeiten zu ihrem Besitzstand zählen dürfen und deshalb das etwas zweifelhafte Vergnügen besitzen, mehr oder weniger von ihrer Haut auf den Markt tragen zu müssen. *(Wenn du also eines dieser exotischen Geschöpfe kennenlernen willst, blick doch morgens der Abwechslung halber einfach in den Spiegel).* Meiner Meinung nach ist alles dies *(Politik wird vermehrt in die Privatsphäre getragen)* kein Zufall, und hier will ich doch gleich mal meine Theorie-Bombe platzen lassen: Täterätä! *(Wir bitten unsere Gäste, unter dem Tisch Schutz zu suchen, sich die Tischdecke um den Kopf zu binden und ansonsten Ruhe zu bewahren.)*

2. Neueste Verlautbarungen vom Präsidenten meines Ich-Komitees

„Paris 68; Rechtsphilosophie § 5/ Mairauch und Wirren - das Wortpaar eben sachte geschüttelt/ Schon durch den linken Odeur schwadet das Christliche durch und daß Euch, ach! Marcusianern, von allen Revolutionen immer nur die gefallen, die nicht gehen." (Peter Hacks, Brief an Heinar Kipphardt, 15.12.1968)

Die Forderung, das Privatleben zu politisieren, zeugt nicht nur

von der Einsicht, daß der Umgang untereinander eben auch grundlegend zur Sache gehört, sondern ist auch der Reflex auf die für mich viel wesentlichere Grundtendenz, daß der politische Kampf auf das Niveau einer Privatsache herabgedrückt worden ist. Eine gewisse Art von Praxis, die schon längst in der bürgerlichen Gesellschaft *(welche stets dann, wenn es um die Beseitigung, besser gesagt, um die scheinbare Beseitigung, nämlich um die Abminderung von gesellschaftlichen Widersprüchen geht, sich immer gerne an den sogenannten Privatmenschen wendet)* Routine geworden ist, wird hier zu einer moralischen Doktrin erhoben, die uns alle angeht, solange sie sich nicht in einer konkreten, kollektiven Praxis manifestiert, während sich die Verhältnisse der Ökonomie, welche ja auch Gewaltverhältnisse - meiner Meinung sogar die primären Gewaltverhältnisse - zwischen den Menschen sind, sich immer schön als entpersonalisierte, neutrale Umstände in Form von Sachzwängen präsentieren: „Es ist nicht genug, daß die Arbeitsbedingungen auf den einen Pol als Kapital treten und auf den andren Pol Menschen, welche nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Es genügt nicht, sie zu zwingen, sich freiwillig zu verkaufen. Im Fortgang der kapitalistischen Produktion entwickelt sich die Arbeiterklasse, die aus Erziehung, Tradition, Gewohnheit die Anforderungen jener Produktionsweise als selbstverständliche Naturgesetze anerkennt. Die Organisation des ausgebildeten kapitalistischen Produktionsprozesses bricht jeden Widerstand, die beständige Erzeugung einer relativen Überbevölkerung hält das Gesetz der Zufuhr von und Nachfrage nach Arbeit und daher den Arbeitslohn in einem den Verwertungsbedürfnissen des Kapitals entsprechenden Gleise, der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse besiegelt die Herrschaft des Kapitalisten über den Arbeiter. Außerökonomische, unmittelbare Gewalt wird zwar immer noch angewandt, aber nur ausnahmsweise. Für den gewöhnlichen Gang der Dinge kann der Arbeiter den 'Naturgesetzen der Produktion' überlassen bleiben, d.h. seiner aus den Produktionsbedingungen selbst entspringenden, durch sie garantierten und verewigten Abhängigkeit vom Kapital." (Das *Kapital*, S. 765) Das schlichte Vorhandensein der objektiven Verhältnisse ist nicht genug, sie müssen auch noch versubjektiviert werden. Die ökonomische Gewalt wird verinnerlicht und gar nicht mehr als Zwang empfunden, und so stehen wir auf Tag für Tag, gehen zur Arbeit, schließen uns ein, werden eingeschlossen und wundern uns. Alles bewegt sich wie unter Hypnose, seltsam unreal und doch beinahe logisch. Die Betäubungsstrategie unserer



Epoche zeigt Wirkung: keine Schmerzen, man wundert sich im Höchstfall nur, warum alles dies so wenig Spuren hinterläßt. Es ist eine Schande, was sie einem antun, aber eine noch größere Schande ist es, daß sie es so eingerichtet haben, daß man sowenig davon unmittelbar zu spüren bekommt. Das Leben wird nicht schlimmer, sondern immer trivialer. Wir leben den Tagtraum eines valiumsüchtigen Zombies. Schöne Grüße aus dem aktuellen Lebenssimulationsstudio: Selbst die Einsamkeit, die uns bleibt, leben wir aus zweiter Hand, und so wird der Kampf immer weniger als in den Sphären der Produktion stattfindend wahrgenommen. Dort wird er vielmehr als Gesetz der Ökonomie mehr oder weniger als naturgegeben und unveränderbar hingenommen, und immer mehr in den Bereich der Reproduktion, ins Private *(Jajaja, das gute, alte Privatleben: Kein Weg, den wir eingeschlagen haben, war der falsche. Wir haben alle Hinweisschilder richtig beachtet. Er stellte sich später nur immer als der falsche heraus)* gerückt, dessen Rahmen jedoch wiederum in letzter Instanz von der Produktion abgesteckt ist. Kaum ist das Kind mit dem Stein „Ökonomie“ um den Hals in den Brunnen gefallen, sollen ausgerechnet wir es mit unseren kleinen Privat- Kübelchen wieder herausziehen. Das ist ungefähr so, als wenn eine Ameise aus brandbekämpferischer Solidarität auf einen brennenden Wolkenkratzer pißt. Schließlich leben wir in einer Epoche der Privatisierung aller menschlichen Lebensäußerungen, und freilich sind wir alle in uns selbst wieder zurück geprügelt worden *(der da soll ich sein? Pah!)*. Wir alle besitzen das außerordentliche Vergnügen, uns Individuen einer bürgerlichen Gesellschaft - eines Systems, das in private Individuen zerfallen ist, deren bloße Summe nunmehr die Gesellschaft ausmacht - nennen zu dürfen. Individuen, die sich nur um ihre engen, eigenen, materiellen und allenfalls geistigen Bedürfnisse kümmern, die sich als isolierte Atome der Gesellschaft empfinden, deren gesellschaftliche Tätigkeiten nur noch jene kleiner Räder in einer ungeheuren Maschinerie sein können, deren Ganzes, deren Zweck und Ziel niemand durchschaut. Deswegen lassen wir ab von einem potentiell vorhandenen, kollektiven Subjekt, wenden uns schön uns selber zu und lassen einfach mal die Gesellschaft außer acht, die auf die Prägung unserer menschlichen Beziehungen konstituierend wirkt. Denn in einer warenproduzierenden Privatwirtschaft, die sich fortwährend durch den allseitigen Austausch von Arbeitsprodukten konstituiert, wird die Gesamtheit der

menschlichen Beziehungen vor allem durch die immanenten Gesetze der Ökonomie bestimmt. Freilich kann ich in meiner Privatsphäre mehr als in der Arbeit tun und lassen, was ich will, aber nur als Abgrenzung zur Arbeit, und der Rang, den ich innerhalb der Produktionshierarchie einnehme, bestimmt ganz objektiv *(außer ich erbe oder stehle oder eine gute Fee erbarmt sich meiner)* die Maße meiner Entfaltungsmöglichkeiten. Wenn sich also im Großen nichts tut, muß das Kleine dafür herhalten. Hier werden die Sternschnuppen unseres ureigensten Mikrokosmos zu weltraumbewegenden Supernoven aufgeblasen. Daß es vorletztendlich so aussieht, als hätten die Deutschen den zweiten Weltkrieg zum Schluß doch noch gewonnen, kann einen schon einmal an die Grenzen des Verstandes bringen. Dennoch: den kleinen, niedlichen Sozialismus, den Sozialismus zum Streicheln und Anfassen, den Sozialismus für gewisse Stunden, den Kuschelrocksozialismus, den Sozialismus für den Kindergarten oder für den Hausgebrauch wird es auch diesmal nicht in Deutschland West zu holen geben. Es gibt keinen Sozialismus im Sonderangebot, höchstens das Bedürfnis danach und die mehr oder weniger mißlungene Umsetzung. Wenn ich den Sozialismus im Großen nicht haben kann, dann will ich den kleinen auch nicht haben. Und trotzdem muß man aufpassen, daß man dabei die Umstände in seiner Resignation nicht ungewollt affirmiert, wobei resignieren und dennoch nicht resignieren, weil man sich trotz allem nicht aufgibt - wie mich letztens der großartige Edwyn Collins wieder gelehrt hat - wohl ein Höchstmaß an menschlicher Größe erfordern dürfte, und etwas ganz anderes ist als dieser nette verdünnte, übersüßte, von Pointe zu Pointe hechelnde, keinen Kalauer auslassende Nette-Onkelchen-Humor. Dieser scheinbar in sich befriedete, der als einzige Spannung nur noch das sich um jeden Preis selbst überbieten kennt, dieser Ich-Kann-Noch-Viel-Lustiger-Als-Ich-Selbst-Sein-Komplex, der sich wirklich über alles lustig macht, der nicht begreift, daß es ohne Ernst keinen Spaß gibt, und von dem es nur noch ein kleiner Schritt ist zum Mein-Humor-Hat-Abitur-Syndrom, dieses „Bin ich nicht witzig, bin ich nicht originell, BIN ICH NICHT WIRKLICH ICH! ICH! ICH!“- Blöken, dieses sich ständig aus dem Fenster lehnen und ins weiche Spanntuch der besseren Allgemeinbildung zu fallen wissen, das nichts besseres zu tun hat, als sich ausgerechnet über jene Leute lustig zu machen, die niemals die Chance hatten, sich auch nur den Bruchteil von Bildung anzueignen, die unserem Bildungsbürgersprößling schon in Schulzeiten mit ins Pausenbrot eingewickelt

wurde *(Klassendünkel sind auch nur Rassendünkel mit den besseren Tischmanieren)*, diese beständige von sich selbst beeindruckten, sich am liebsten selbst zitierenden, jede menschliche Regung ins Rampenlicht des Spotts zerrenden Urlaute barbarischster

Bösartigkeit *(barbarisch deshalb, weil ich finde, daß sich die Frage, wer denn nun barbarischer sei, die Barbaren selbst oder jene, welche auf der Seite des Systems stehen, die diese Barbaren erst produziert, und sich dann über diese Barbaren lustig machen oder echauffieren, zumindest teilweise beantworten läßt, wobei ich letztendlich ins Grübeln gerate, ob stalinistische Umerziehungslager nicht doch einen Erziehungsauftrag zu erfüllen hätten)* oder dieser rohe, tierische, in den Schoß gefallene, automatische, unerarbeitete Optimismus, der manchen Leuten eigen zu sein scheint wie den Schweinen das Quieken, ganz abgesehen von den mannigfaltig gespreizten und gesprenkelten Formen heiteren, ungezwungenen, schimpansenartigen Benehmens.Also, blicken wir in die Welt, und dort sehen wir, daß einesteils prorevolutionäre Kräfte gnadenlos bekämpft werden, andererseits so ein Gute-Mensch-Nonkomformismus, ein paar erfrischend spaßige Farbtupfer „Subversion“, solange sie in einen gewissen Rahmen passen, im grauen Alltag, aber bloß nicht

in der Arbeit durchaus erwünscht sind. Andersherum ausgedrückt: Auch Subversion fällt heute in die bürgerliche Arbeitsteilung und hat sich ihre Zeit und ihren Ort zuweisen lassen. Das Gefühl, die Kneipe fährt: Herzlich Willkommen in den Neunzigern, Baby. Dieser Spaß kennt kein Erbarmen. Dies ist die reale Welt, bitte nehmen Sie Platz und lehnen Sie sich zurück: Hier bekommt jedes Tierchen sein Plaisier-

chen. Und während wir alle auf den ganz großen Sprung nach vorne warten, sind wir aktiv mit den Aktivisten, liberal und pubertär mit den Libertären, gehen k.o. mit den Chaoten und protestieren mit den Protestanten. Wir sind trotzig mit den Trotzkisten und schwärmen von Petra zusammen mit ultraradikalen Petrarkisten. Zwischenzeitlich sind wir glücklich mit den Ahnungslosen. Und reden tun wir auch viel, je nachdem welchem Denk-Zoo du entstammst und an welches Zitierkartell als kybernetisches System du angeschlossen bist. Aber auch der Spaß darf nicht fehlen: Beschlafen sie uns bald wieder. In ihrer körpereigenen Orgasmuszentrale sind uns schon Beschwerden über sie eingegangen. Im allgemeinen kennt unsere Höflichkeit keine Grenzen, selbst beim Sex sind wir äußerst zuvorkommend. Und wenn es dein Ego besonders gut mit dir meint und sich mit der Hinterlist eines gemeingefährlichen Goldfisches trifft, darfst du sogar als Antisemit und Frauenhasser auftreten, deine Homophobie zu neuen Rekordleistungen antreiben, ein kleinlicher, dämlicher Spießer sein, und dies alles unter dem Deckmäntelchen des Nonkonformismus, des Anti-Bürgers, des Querfühlertums, als großartige Unorthodoxie bzw. „being working class" verkaufen. Mit anderen Worten: Du kannst ein ganz normales Arschloch sein, ein hundsgemeiner Gedankenschänder und Katzenquäler, in etwa so antifaschistisch wie der Gartenzwerg in Franz Schönhubers Kleingartenverein, und dich dennoch als toller, linksradikaler Hecht fühlen, solange du die richtige Plattensammlung hast, und die Message auf deinem T-Shirt stimmt. Aber vielleicht ist dir dein Glück doch noch mehr hold, und du findest Einlaß in die höchst elitären Kreise der Selbstzweifler und Selbstbezichtiger, der mit Größenwahn Gesegneten und mit Selbstekel Gebenedeiten, bei denen es auch schon mal lustig einher gehen kann. Denn der Gedanke, daß deine Eltern in einer absurden Verrenkung nichts Dämlicheres zu tun hatten, als ausgerechnet dich dummes Arschloch auf die Welt zu spritzen, der ist so manchen von uns zu guter Stund einen Asbach Uralt wert. Und wenn du dann dein Lebensuntüchtigkeitsexamen mit Bestnoten abgeschlossen hast und zuguterletzt zur abso-

luten Eliteeinheit an der Spaßfront, den Katholiken, vorgestoßen bist, sei dir sicher, daß dich das Mordsvergnügen dieser mordsvergnügten Welt in seinen Klauen hält und nie wieder loslassen wird. Schließlich fühlen sich Katholiken in nur zwei Momenten ihres Lebens wohl: in der Bestrafung und in dem Harren auf Gnade. Aber Ernst beiseite: Wir alle wurden als Spione der Trübnis im Land der Gute-Laune-Nazis ausgesetzt, und wir alle haben unseren Job gut gemacht. Das Geheimnis ist gelüftet: Im Kapitalismus wird selbst das harmloseste Vergnügen zur aufreibenden Tätigkeit, während im Kommunismus in jeder Arbeit noch ein adäquater Kern an Muße stecken wird. Nur holt uns leider niemand mehr hier ab. Seit dem Fall des Ostblocks ist die Zeitmaschine bis auf weiteres in Reparatur. Deshalb spielt man hier den Zirkus mit und versucht mehr

schlecht als recht zu verbergen, wie sehr es einem tagtäglich die Hirnlappen nach innen und die Magenwände nach außen stülpt. Das Leben ist ein fulltime job: Arbeit, Ich-Haft, Du-Knast, Ausgeh-Wahn, Studenten-Credibility, Alkoholismuspflicht, Darmriß, Leberkoma, Bildungsirrsinn, Gute-Laune-Knute, Orgasmuspeitsche, Schwellkörperextase, Penetrationsarbeit, Geschlechterdruck, Enthaltungsorgien, Schlafzölibat, Selbstverstümmelungseuphorie. Das Gegenstück dazu: Selbstlähmung.

Die Züge auf der Sinnstiftungslinie haben momentan etwas Verspätung, man ist immer woanders und kommt niemals an. Deine Biographie als Achterbahnfahrt in Zeitlupe, bei der man nicht mehr merkt, wo unten und oben ist und die kein Ende nimmt. Und plötzlich bekommt die Welt dahingehend wieder richtig Sinn, daß es elementar wichtig ist, sich sein Selbstmitleid jeden Tag von der Welt auf marktwirtschaftlich-brutale Art mit einem Arschtritt widerlegen zu lassen, ganz nach dem Motto: Selbstmitleid lohnt sich nicht *(außer vielleicht du bist ein auf ureigenste Weise großartiges, unnachahmliches und selbst sogar über den geringsten Verdacht von Verstand und Talent erhabenes Dichtergenie à la Thomas-"Schlapp formuliert will man eben überall seinen Schwanz reinstecken"-Palzer, den ich zumindest nicht mit brennender Lunte als Sexbombe ins Baader-Cafe werfen würde. Oder schwanz formuliert will man eben überall seinen Schlapp reinstecken).* Die Welt schuldet einem nichts, das Leben verspricht nichts und hält überhaupt nichts. Beschwerden auf der Selbstmitleidsbehörde zwecklos. Warum auch? Zu scheitern, ist ein Privileg, gemessen an dem, was die Welt sonst zu bieten hat, nur leben wir nicht, um zu scheitern. Und das Rückfahrticket für das Schlafabteil im Zug nach Nowhere-City, zwecks längeren Aufenthalts im Kurhotel "Zur Ewigkeit" lösen wir eh' schnell genug. Sämtliche Looser-Anträge sind bis auf weiteres abgelehnt. Der Verlierer scheitert nicht, sondern bleibt nur er selbst. Das ganze Leben handelt von verlorenen Siegen und gewonnenen Niederlagen. Selbst die größten Triumphe und schlimmsten Blamagen bleiben sinnlos, wenn man daraus nichts lernt. So verhalten wir uns zur Welt idealerweise denkend, erkennend, handelnd, mitunter trinkend, denn uns alle dürstet nach Trost, und dieser Trost schließt Bier mit ein.

Ein paar großspurige Behauptungen zum „kulturellen Widerstand“ und so

Oliver Marchart

Folgende großspurige Behauptungen (gsB's) richten sich gegen VertreterInnen von Mikropolitik, subkulturellen Kleingartenidyllen und gegen „Politik ins Leben/ in den Alltag“-RomantikerInnen.

Am Anfang steht folgende gsB: Die Rede von kultureller Hegemonie ist oft deterministisch. Eine Position, die der Kultur eine anderen Feldern logisch vorgeordnete Bedeutung zuschreibt, nennt man Kulturalismus. Wäre die (empfehlende) Rede von „kultureller Hegemonie“ in diesem Sinne kulturalistisch? Nachdem der Post-Marxismus das Gespenst des ökonomistischen Determinismus erfolgreich vertrieben hat, ist es offensichtlich notwendig geworden, gegen Formen des kulturalistischen Determinismus anzugehen, selbst wenn er im Gewand der „kulturellen Hegemonie“ antritt. Hegemonie ist nach wie vor ein Begriff der Politik.

Bisher stand man zwischen kulturalistischen Versionen von Hegemonie (Hegemonie als „kulturelle“) und Versionen schlichter politischer Hegemonie vor folgendem Entscheidungsproblem: Ist die Eroberung der Kultur Voraussetzung der Eroberung politischer Macht. Oder ist die Eroberung politischer Macht die Voraussetzung zur Durchsetzung neuer kultureller und sozialer Lebensweisen.

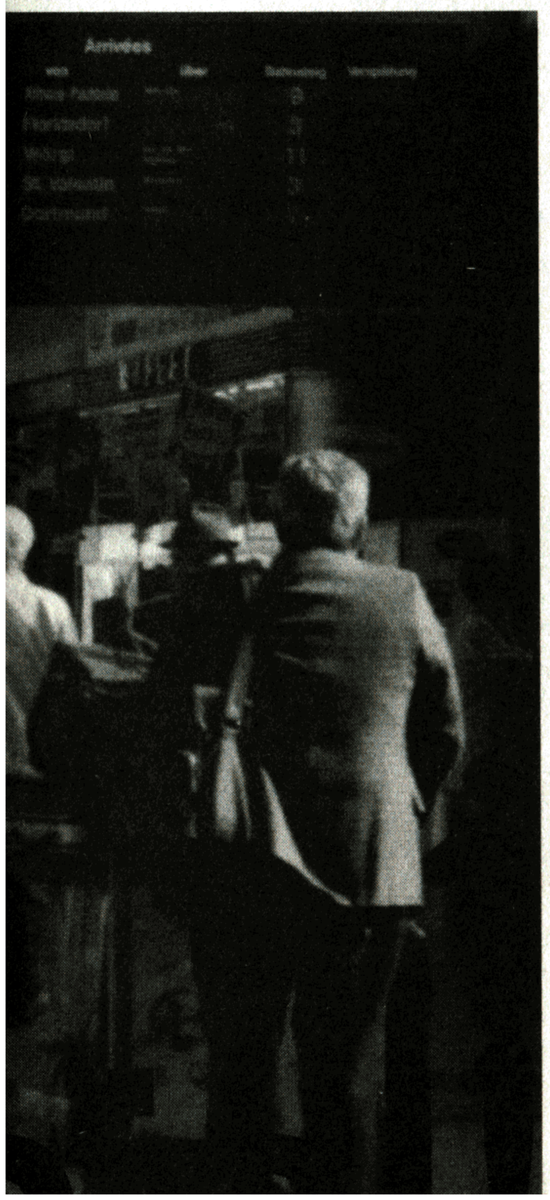
Die poststrukturalistische Hegemonietheorie Ernesto Laclaus bietet insofern einen Ausweg, als sie nicht von einer Sphäre ausgeht, die logisch einer anderen vorgeordnet wäre. Keine Sphäre (auch nicht die ökonomische oder die kulturelle) determiniert eine andere - auch nicht „in letzter Instanz“. Stattdessen kann die Konstruktion von neuen Antagonismen und Kämpfen in allen Sphären ablaufen, auch in Kultur (Kulturkampf) und Theorie (etwa im Sinne Althussers: *Marxismus als Klassenkampf in der Theorie*). Auch der Austragungsort Politik ist nicht logisch bevorzugt gegenüber den anderen Sphären. Es wäre also falsch, der (politischen) Hegemonietheorie Politizismus vorzuwerfen. Vielmehr ist „das Politische“ nicht mehr als der abstrakte Name der Funktionslogik von Hegemonie (als Logik des „Aushandelns“ oder „Erstreitens“ einer vorübergehenden Definitionsmacht in einer bestimmten Sphäre qua Konstruktion von Antagonismen) und kann als solche tatsächlich in allen Feldern auftauchen: in Kultur, Ökonomie oder Politik. Die Annahme, die Hegemonie in Ökonomie oder Kultur sichere die Hegemonie anderswo, liegt aber völlig daneben. Diesen Fehler macht die Rede von „kultureller“ Hegemonie.

Polemisch (großspurig) gesagt: Weder führt eine Sozialisierung der Produktionsmittel zu größerer politischer Entscheidungsfreiheit (stattdessen zur Herausbildung einer Bürokratenkaste), noch führt die Herrschaft über den Spielplan des Burgtheaters oder von Kleinkunstbühnen automatisch zu ökonomischen, politischen oder sozialen Umwälzungen - und der populärkulturelle „Alltag“ als quasi-unbewußte Kultur ist natürlich noch viel weniger instrumentalisierbar, (was keineswegs heißt, daß eine Aktivierung der fortschrittlichen populärkulturellen Phantasmen nicht eine politische Umwälzung begleiten sollte).

In jedem Feld muß für sich gestritten werden, was nicht heißt, daß es keine Koppelungseffekte gibt. Deshalb sollte man sich vom Irrglauben verabschieden, wer im Kulturellen kämpft, leiste wichtige

politische Arbeit. Wer im Kulturellen kämpft, leistet kulturelle Arbeit. Oder um mal eine gsB von Günther Jacob zu zitieren, der von einer anderen Seite zu einem ähnlichen Ergebnis kommt: „Die revolutionäre Losung im Pop ist Pop und nicht Revolution". Daß man mit Kultur letztlich nicht Politik machen kann, bedeutet aber umgekehrt nicht, daß man nicht in der Kultur Politik machen kann - voraussehbare Effekte treten aber immer nur wieder in der Kultur auf. Wie die anderen Felder darauf reagieren, läßt sich nicht vorhersagen (kultureller Aktivismus kann also in der Politik genau kontraproduktive Effekte erzeugen, gemessen an den eigenen Zielen).

Die daraus abgeleitete allergroßkotzigste Behauptung



stellt sich über eine lacanianische Lesart des rousseauschen Aufklärungsparadoxons her, man müsse die Menschen zur Freiheit zwingen. In der folgenden Abwandlung handelt es sich um eine jakobinisch-lacanianische Befreiungsstrategie.

Robespierre wie Marat forderten bekanntlich, „auf eine gewisse Zeit den Despotismus der Freiheit zu organisieren, um den Despotismus der Könige zu zerschmettern". Solche gsB's Marats und Robespierres liegen auf der Erkenntnis auf, daß es weder ein unmittelbares Außen der Macht, noch der Autorität, noch der Herrschaft gibt. Die post-dominierte Gesellschaft läßt sich höchstens als regulative Idee bewahren (und zwar nur als unausgekleisterte negative Folie gegenüber Unterordnungs- und Unterdrückungsverhältnissen, wobei es allerdings auch darum geht, nicht adornitisch-pathetisch zu werden), aber nicht als praktikables, konkretes Interventionsangebot. Es ist daher falsch zu glauben, ein herrschaftsfreier Raum wäre in Subgruppen-Idyllen, *Temporären Autonomen Zonen,* Kommunen oder Redaktionskollektiven zu konstruieren. Die symbolische Inszenierung herrschaftsfreier Kommunikation (wir setzen uns im Kreis) verdeckt selbst in autonomen Zusammenhängen existierende Hierarchien (qua Experten-Kapitalien, Organisationswissen, Eloquenz...), anstatt sie wenigstens sichtbar zu halten. Fixierungen im sozialen oder kulturellen Feld sind Kämpfen im politischen eher abträglich als zuträglich.

Was umgekehrt überhaupt nicht heißt, daß man ein Kader- und Führungssystem einrichten muß. Die Lehre daraus wäre vielmehr, daß alle ihre Bande zu einer gemeinsamen Sache möglichst issueorientiert und lose halten und vor allem nicht politische Standpunkte über soziale Zugehörigkeiten definieren. Wer aus seiner politisch-sozialen Gruppe nicht mehr aussteigen kann, weil er sonst keine Bindungen mehr hat, ist politisch schon korrumpiert, selbst dort, wo er recht hat. Meine politische Einstellung sollte sich nicht über meine Wohnadresse oder meine private Lebensführung ableiten.

Wiederum geht es nicht darum, daß freischwebende Ungebundenheit möglich wäre - meine These ist ja vielmehr, daß es kein Leben jenseits der Korruption gibt -, sondern daß eine größtmögliche Autonomie nur entsteht, wenn man sich in gewissem Sinn tatsächlich als plurales Lebewesen konstruiert, das die Verschiedenheit seiner - teils konfligierenden - Subjektpositionen akzeptiert und auch versucht, sie auseinanderzuhalten. Aber damit ist es auch noch nicht getan, weil das wäre nur ein beliebiger Pluralismus, der vergißt, daß das Subjekt jenseits seiner Positionen vor allem „lack", d.h. Mangel ist (was Deleuzianer zu bestreiten pflegen). Dieser Pluralismus der Subjektpositionen steht aufgrund des konstitutiven Mangels des Subjekts immer schon in einem Zwang, den es nicht zu verdrängen, sondern für sich zu wenden gilt.

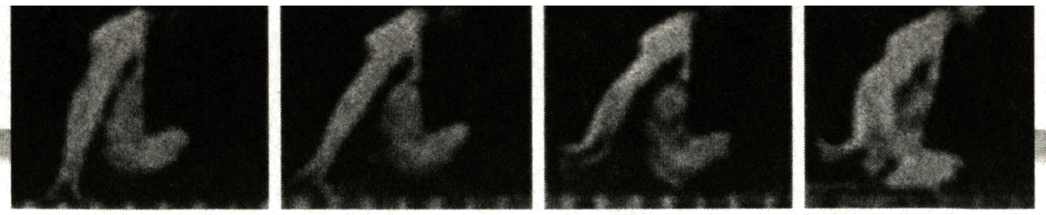
Und hier ist die Lehre aus dem Jakobinismus wie aus der Psychoanalyse folgende: Freiheit stellt sich nie durch die „Subversion" von oder durch das hysterische Anrennen gegen Unfreiheit her (der Irrtum des sozialpädagogischen Anti-Autoritarismus), sondern wenn sie sich vorübergehend überhaupt herstellt, dann paradoxerweise durch Zwang. Ich nenne das einen tendenziellen Jakobinismus. Für einen solchen würde ich durchaus das Wort Demokratie bereithalten, im Sinne von Babeufs Satz „Der Robespierrismus ist die Demokratie".

Dieses „Zwingen" wurde in der Avantgarde-Tradition allerdings immer so verstanden, daß man den Leuten sagen muß, was Freiheit ist (z.B. Sozialisierung der Produktionsmittel). Anstelle einer totalitären Substantialisierung des leeren Universalismus ginge es aber vielmehr darum, nicht zu sagen, was Freiheit ist - und stattdessen einen Zustand der notwendigen Wahl herzustellen, in dem es nicht mehr möglich ist, sich in seiner Entscheidung auf transzendentale Signifikate wie Gott, Vaterland, Markt oder Revolution zu berufen. Zwang zur Freiheit hieße dann - durchaus aufklärerisch - Herstellung von Akzeptanz des ungründbaren Charakters jeder Entscheidung. Diese Herstellung kann nur über die Dekonstruktion traditionaler Bindungen laufen, woraus, entgegen den üblichen Anti-Poststrukturalismus-Polemiken, genau Verantwortung und nicht Beliebigkeit folgt.

Etwas ähnliches passiert in der Lacanschen Kur, wenn der Analytiker schweigt und damit den Analysanden auf sich zurückwirft. Das führt zwar in der Lacanschen Psychoanalyse zu einer überdurchschnittlichen Selbstmordrate (die Revolution als „passage à l'acte" hat darum dieselbe Struktur wie der Selbstmord), was aber gerade belegt, daß ein Freiheitseffekt erzeugt wurde. Eine Autorität, die einem nicht sagt, was man tun soll, ist natürlich das Verstörende schlechthin, weil sie in die Selbstverantwortung zurückwirft; d.h. die Subjektpositionen auf den Mangel ihrer Konsistenz verweist. Aufklärung hat also keinen konkreten Inhalt, sondern ist vielmehr die Ermöglichung der Selbstsetzung von Inhalten über Zwang. Das liegt völlig analog dem kantschen philosophischen Transzendentalismus, der auch die Bedingung der Möglichkeit von etwas analysiert und nicht das etwas an sich.

Eine solche politische Bewegung muß aber immer mindestens drei Dinge gleichzeitig berücksichtigen. Sie muß sich sowohl diese jakobinisch pragmatische Komponente offenhalten, will sie praxiswirksam sein. Gleichzeitig muß sie aber auch der Unabschließbarkeit der eigenen Position verpflichtet bleiben (im Sinn der derridaschen „démocratie à venir"), sowie sich gegenüber den Ansprüchen anderer Bewegungen plural offenhalten. Also inklusiv und nicht exklusiv agieren. In diesem Sinne Anti-Avantgarde.

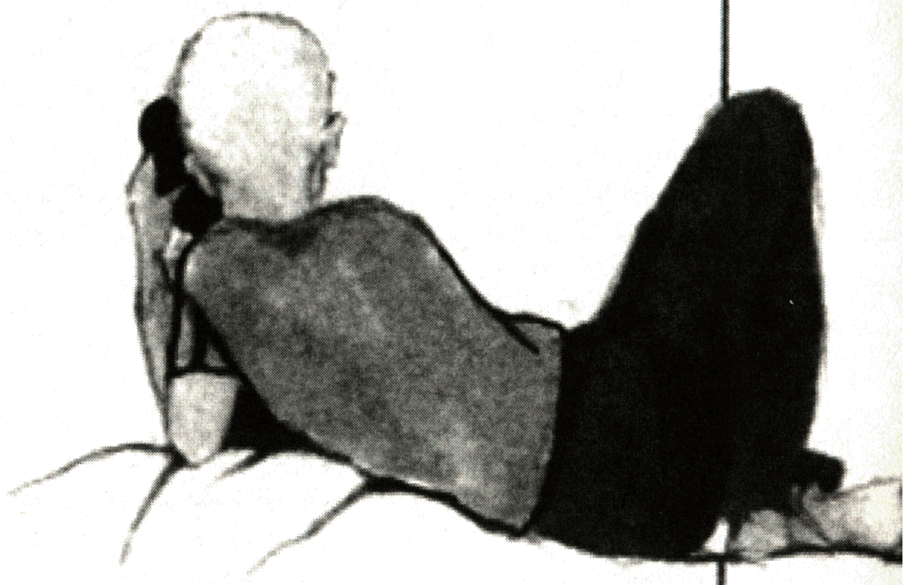
Das entspräche ungefähr jener avantgardistischen Position, die von bell hooks in Anspruch genommen wird:
„Avantgarde sind wir nur, insofern wir essentialistischen Konzepten von Identität aus dem Weg gehen und Subjektivitäten schaffen, die aus dem Zusammentreffen von verschiedenen Epistemologien, Seinsweisen, konkreten Klassenlagen und Formen radikalen politischen Engaments hervorgehen."
Und darüberhinaus sind wir keine Avantgarde.



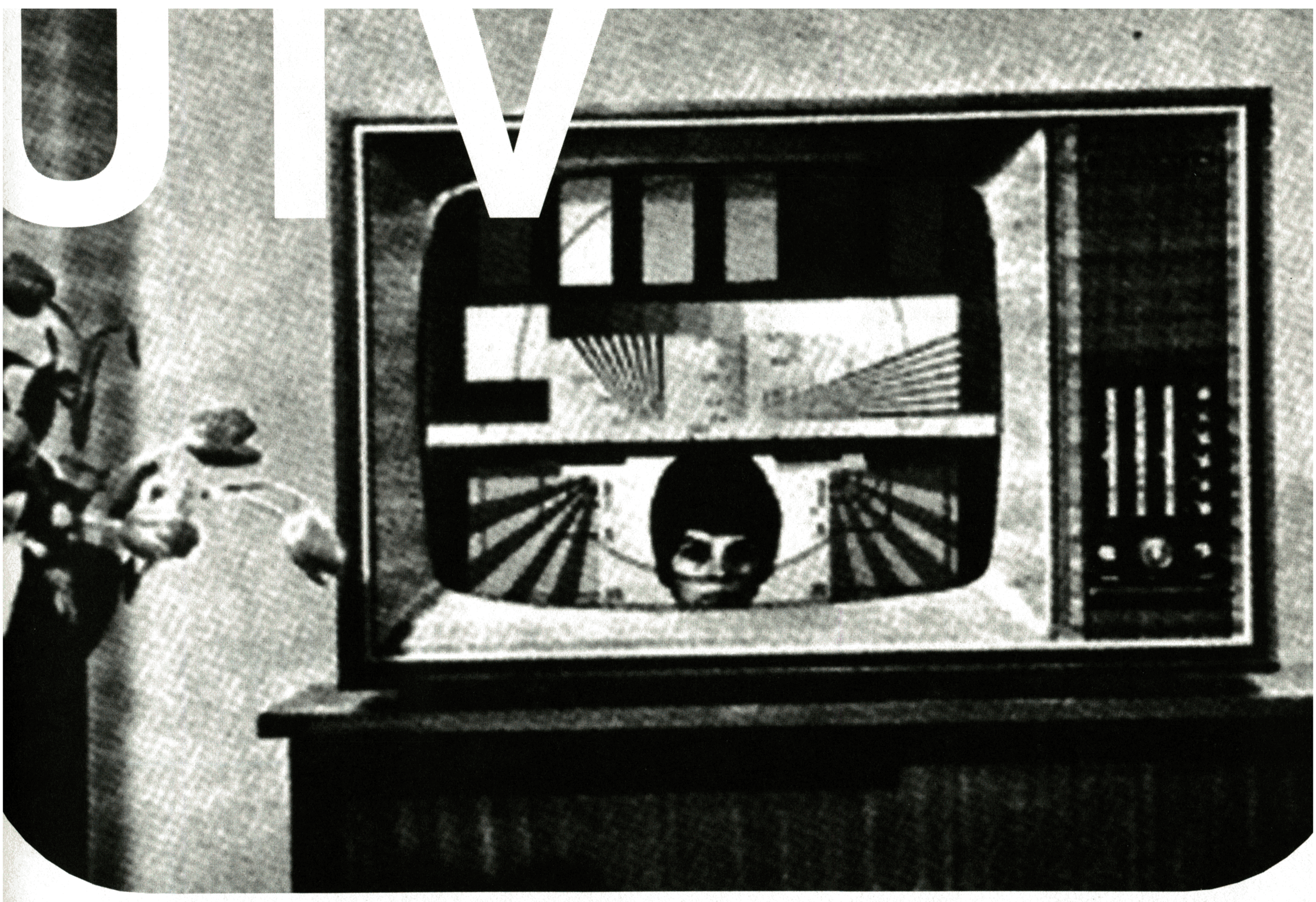
autismus

I.GESTÜTZTE KOMMUNIKATION

....ich finde es ja besser, wenn du da noch mal nachfrägst, um iese Gerüchte nicht einfach so im Raum stehen zu lassen.....



ICH WILL REICHLICH EINFACH REDEN
DENN ICH HALTE SEHR EINFACH DAS LEBEN TEILWEISE NICHT AUS
IHR EIFERT MIR ÜBERZEUGTE EINSICHTEN ZU VERMITTELN
ABER ICH KANN MICH NICHT OHNE WIRKLICHE TERRORAKTIONEN
IN DER GESELLSCHAFT RICHTIG BEWEGEN
EUCH ENTNERVE ICH DARUM AUCH
RUHE ERREGT MICH ERST RECHT
WEIL EIN STUNDENLANGES IRRES RASENDES WERTEDENKEN



Wir unterbrechen den normalen Sendebetrieb Unser Fernsehsender - UTV

„Wir denken uns das hier nicht aus, weil wir mit dem Fernsehen - so wie es ist - unzufrieden sind. Auf 20 bis 30 Sendern findet sich eigentlich immer etwas Unterhaltsames, aber wir haben den Eindruck, daß man dem Block dieser Kurzweil ein stimmigeres, feineres und vielleicht utopisches Gebäude gegenübersetzen muß, das nicht durch Kapital- und Machtinteressen determiniert ist.“ So begründen Hans-Christian Dany, Stephan Dillemuth und Joseph Zehrer ihr Konzept für einen sich finanziell selbst tragenden Fernsehsender, in dem die KonsumentInnen auch die ProduzentInnen sind. „Unser Fernsehsender“ soll ein 24 Stunden laufender Kanal werden, der auch eine Absage an die Beliebigkeit der Offenen Kanäle darstellt, bei denen die produzierten Beiträge meist in der Reihenfolge ihres Eingangs gesendet werden. Die Offenen Kanäle wurden in den 80er

Jahren als Alibifunktion eingeführt, um den BürgerInnen den Einstieg ins Kabelfernsehen schmackhaft zu machen und die Proteste linker MedienkritikerInnen gegen die Zulassung privatwirtschaftlicher Programmanbieter zu entkräften. Die Beiträge der ProduzentInnen werden in den Offenen Kanälen nicht honoriert, dafür aber teilweise zensiert. Bei UTV dagegen sollen Sendebeiträge vergütet werden, wobei die Bezahlung sich allerdings nicht an den sonst üblichen, relativ hohen Fernsehhonoraren orientieren kann.

UTV will sich als Fernsehsender selbst tragen, d.h. die Honorierung von Sendebetrieb und Redaktionsarbeit erfolgt aus Werbeeinnahmen von Privatpersonen und kleinen Betrieben. Die Spots sollten von ihnen selbst gefilmt werden, um die Kluft zwischen ZuschauerInnen und ProduzentInnen zu verringern. Da nicht an kommerzielle Werbung gedacht ist, müßte sich der Sender auch nicht dem absoluten Diktat der Einschaltquoten unterwerfen. Anzeigenblätter wie z.B. „kurz und fündig“ dienen dabei als Vorbild. UTV-Anzeigen müßten allerdings bezahlt werden - im Vergleich zu bestehenden Fernsehsendern allerdings zu extrem niedrigen Preisen. Die Kleinanzeigen sollen nicht-professionellen FilmerInnen zudem die Möglichkeit bieten, eigene Beiträge herzustellen. Gegenwärtig sind in der Bundesrepublik 12 Minuten Werbung in der Stunde erlaubt. UTV kalkuliert mit einem Verhältnis von 10 Stunden Werbung zu14 Stunden redaktionellen Beiträgen, was einer Werbezeit von 25 Minuten pro Stunde entspräche und letztlich eine wesentliche Erhöhung des Werbeanteils mit sich bringen würde. Allerdings schwebt den UTV-Planern eine klare Aufteilung in Werbung am Tage und Programm am Abend und in der Nacht vor. Ein weiteres Problem könnte darin bestehen, daß die kommerziellen Sender den Unterhaltungswert von low-budget-commercials ebenso für sich entdecken, wie sie bereits den Trend zu Home Made Videos aufgegriffen haben. So rufen *Pro Sieben* und MTV z.Z. zu einer Beteiligung ihrer ZuschauerInnen am Programm auf: „Filmt euer Leben! Filmt wo ihr geht und steht, von morgens bis abends. Ihr filmt, wir senden - fast alles!“

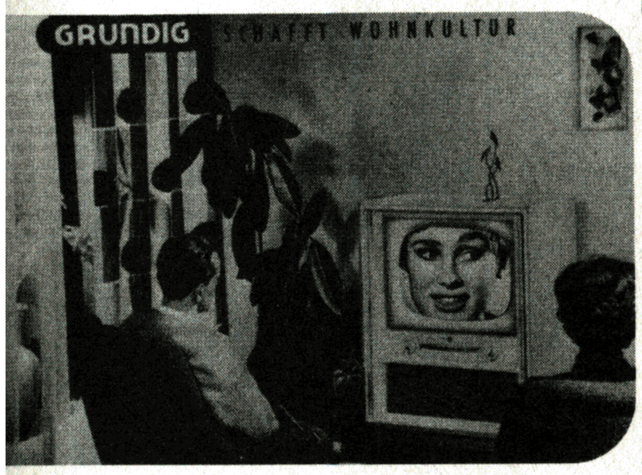
Das redaktionelle Programm soll in einem Prozeß zwischen ZuschauerInnen, ProduzentInnen und rotierenden Redaktionen entwickelt werden. Es wird weitgehend aus Archivmaterial, KünstlerInnenvideos, politischen Magazinen, Produktionen von Kindern und Jugendlichen oder Vorabendserien, die von unterschiedlichen DrehbuchautorInnen konzipiert werden, bestehen. Kommentare zu gängigen Nachrichtensendungen sollen deren Authentizitätsanspruch hinterfragen.

Um die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Initiativen und Interessierten zu erproben, fand unter dem Motto „Vom Tag der Arbeit zum Frühlingserwachen“ im Frühjahr dieses Jahres ein Videoprojekt in Form einer ultralangen Wochenschau zu den Tagen um den 1. Mai statt. Die UTV-Wochenschau - angelehnt an die früher im Kinovorprogramm gezeigten, durchschnittlich 11minütigen Kurzfilm-Magazine - sollte als mikropolitische Maßnahme einen aktuellen, aber sehr heterogenen Zeitausschnitt dokumentieren, der nicht mit der Scheinaktualität der Nachrichten operiert. Die einzelnen Beiträge durften die Länge von drei Minuten nicht überschreiten. Durch die Vielzahl der Einsendungen - 52 Beiträge aus 16 Städten - beträgt die Gesamtlaufzeit der Wochenschau ca. drei Stunden. Die Beteiligten kümmerten sich jeweils vor Ort um die Vorführung der Wochenschau, die in unterschiedlichen Räumen wie kommunalen Kinos, Kneipen oder auf privaten Fernsehparties präsentiert wurde. Ein positiver Aspekt dieser Initiative bestand in der Vernetzung und Kontaktaufnahme der an verschiedenen Orten oft separat arbeitenden KünstlerInnen. Von den Initiatoren wurde allerdings die Teilnahme von Videogruppen und politischen Zusammenhängen vermißt.

Als Konsequenz aus diesen Erfahrungen sieht das nächste Projekt eine Dezentralisierung der Videoaktivitäten vor. In jeder der beteiligten Städte sollen sich Interessierte zu einer Gruppe zusammenschließen, die dann für ein bestimmtes, eventuell lokales Thema einen etwa 20minütigen Beitrag produziert. Diese Wochenschauen werden anschließend miteinander kombiniert und durch 15- bis 20minütige Werbeblöcke voneinander getrennt. Die Werbevideos sollen entsprechend ihrem Motto „Werbung für alle“ von überregionalem Interesse sein.

Zur Zeit reisen die UTV-Initiatoren zu den Beteiligten der Wochenschau, um mit ihnen persönlichen Kontakt aufzunehmen, Videoarchive und -distributionen kennenzulernen und Videogruppen zur Teilnahme zu motivieren. Dabei filmen sie mit einem Camcorder die Erlebnisse bei ihren verschiedenen Stationen - Material, das in die nächste UTV-Wochenschau Eingang finden wird. Vor kurzem haben Dany, Dillemuth und Zehrer eine Einladung zu „Park Fiction“ angenommen, einer Kunst-Stadtteilinitiative in St. Pauli, dort im Dezember ein „Stadtteilfernsehen“ zu initiieren. Ihre Arbeit wird darin bestehen, AnwohnerInnen und Interessierte zu interviewen und sie zu animieren, mit ihrer technischen Unterstützung selbst Beiträge herzustellen. Einmal pro Woche sollen dann

die Ergebnisse in Clubs oder Cafés vorgeführt werden.
Trotz der positiven Resonanzen auf die erste Wochenschau besteht die Gefahr, daß das Konzept „unser Fernsehsender“ eine Utopie bleibt.
Doch die drei Initiatoren sehen das anders. Sie haben sich bereits bei der Landesmedienanstalt und dem Wirtschaftsministerium von Nordrhein-Westfalen beworben, die das Modell eines sich selbst tragenden autonomen Fernsehsenders reizvoller finden als die wenig rezipierten und komplett zu finanzierenden Offenen Kanäle. Doch einer schnellen Umsetzung steht die Bürokratie im Wege. Zuerst müßte eine zuschauerpsychologische Studie durchgeführt werden, die frühestens im Januar nächsten Jahres beginnen könnte und an die sich dann ein Pilotversuch anschließen würde. Vor zehn Jahren wäre eine Realisierung von UTV demnach nicht zu erwarten. Ob allerdings die Vorstellungen von UTV noch erfüllt werden können, wenn es sich in einen institutionellen Rahmen wie den der Landesmedienzentrale begibt, ist fraglich.



Im Unterschied zu Theoretikern wie Adorno, Baudrillard oder Postman, die die bestehenden Massenmedien grundsätzlich verurteilen, scheint sich UTV mehr Brecht, Benjamin oder Enzensberger anzuschließen, die in den Massenmedien ein ungeheures technisches und politisches Potential sahen, daß man positiv in Regie nehmen müsse. Dabei befinden sich die Kriterien von „unserem Fernsehsender“ in erstaunlicher Nähe zu den Standardbegriffen eines „emanzipatorischen Mediengebrauchs“, die Hans Magnus Enzensberger im Kursbuch Nr. 20/1970 im Rahmen seines „Baukastens zu einer Theorie der Medien“ veröffentlichte: „Dezentralisierte Programme / Jeder Empfänger ein potentieller Sender / Mobilisierung der Massen / Interaktion der Teilnehmer, feedback / Politischer Lernprozeß / Kollektive Produktion / Gesellschaftliche Kontrolle durch Selbstorganisation.“ Wie Enzensberger die materialistische Bestätigung für seine Medientheorie in dem riesigen Potential von Tonbandgeräten, Fotoapparaten und Amateurfilmkameras in den Händen von hunderttausenden Lohnabhängiger sah, so verweisen die UTV-Planer auf ein „Heer von Camcordern, das bei all den Überwachungskameras zurückschießt.“ Daß sich jedoch der Optimismus des Enzensbergerschen Medien-Modells inzwischen als unhaltbar erwiesen hat, kann von UTV nicht einfach ignoriert werden.

„Unsere Medien“, ein Begriff aus der linken Szene seit Mitte der 70er Jahre, scheint „Unserem Fernsehsender“ seinen Namen gegeben zu haben. Dieser Begriff markierte ein neues Verständnis von den Medien, in dessen Zentrum der Begriff der „Autonomie“ stand. Als Schritte hin zu einer linken Medienkultur entstanden in der BRD neben zwei linken Tageszeitungen, eine große Zahl von Zeitschriftenprojekten und sogenannte alternative bzw. freie Radiosender, die Werbeeinnahmen ausschlossen und statt dessen mit der Umlage von Rundfunkgebühren, Mitgliedsbeiträgen oder Spenden arbeiteten.

Die Amsterdamer Gruppe Agentur Bilwet unterscheidet dagegen zwischen den „alternativen Medien“, die mit dem Begriff der „Gegenöffentlichkeit“ arbeiten, und den „eigenen Medien“, die sich nur mehr als Teil einer Bewegung begreifen und eine gesamtgesellschaftliche Orientierung aufgegeben haben.
In welche Kategorie dabei UTV fällt, ist schwer zu bestimmen. Während das erste Wochenschau-Projekt betont egalitär konzipiert war, droht bei einem Kunstspartenfernsehen wieder eine Hierarchisierung von ProduzentInnen und RezipientInnen. Der Widerspruch zwischen dem intellektuellen Kunstkontext und der Hoffnung, VideoarbeiterInnen aus unterschiedlichen sozialen Gruppen (SchülerInnen, Jugendgruppen, RentnerInnen, MigrantInnen-Initiativen, Institut für Sozialforschung, KünstlerInnen-Kollektive usw.) zu gewinnen, ist auffallend.

In diesem Kontext stellen sich folgende Fragen:

• „Unser Fernsehsender“: Wer ist eigentlich mit „unser“ gemeint?

• Verfolgt UTV den Anspruch einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung, oder will es lediglich die Lücken im bestehenden Programmangebot schließen?

• Kann UTV den Kapital und Machtinteressen einfach ausweichen und eine Insel des freien Mediums bilden?

• So wird die Frage der Zensur unweigerlich auftauchen. Wie soll z.B. mit rassistischen, neonazistischen oder sexistischen Beiträgen verfahren werden? Auch wenn sich die redaktionelle Tätigkeit auf die Koordination und den Aufbau von Spannungsbögen konzentriert, bleibt doch die Frage der Selektion, d.h. welcher Beitrag gesendet und welcher ausgeschlossen wird.

• Ist es nicht eine Illusion, daß alle KonsumentInnen auch in der Lage sind, selbst zu produzieren? Wie tragfähig sind die egalitären Vorstellungen von UTV, wo doch zwischen den ProduzentInnen unterschiedlichste Macht- und Interessensverhältnisse existieren, die vom Besitz an Produktionsmitteln und freier Zeit über unterschiedliche Arbeitsverhältnisse, unterschiedliches Wissen und Können bis hin zu symbolischem Kapital reichen?

Weitere Informationen zu „Unser Fernsehsender“

UTV, Gladbacherstr. 21, 50672 Köln

UTV, Weidenallee 10b, 20357 Hamburg.

Die Videokassette „Wochenschau, Mai '96“, ist gegen eine Schutzgebühr von DM 40,- über die oben angegebenen Adressen erhältlich.

Am 7. und 8. Oktober ist UTV in München. Die Veranstaltungen beginnen jeweils um 20 Uhr, heißen

Übertragung
Vier Abende für ein anderes Fernsehen

und außer UTV sind noch Alexander Weil, dogfilm und Christoph Dreher (Lost in Music) im kunstraum münchen e.V., Goethestr. 34, 80336 München, Tel: 54379900.

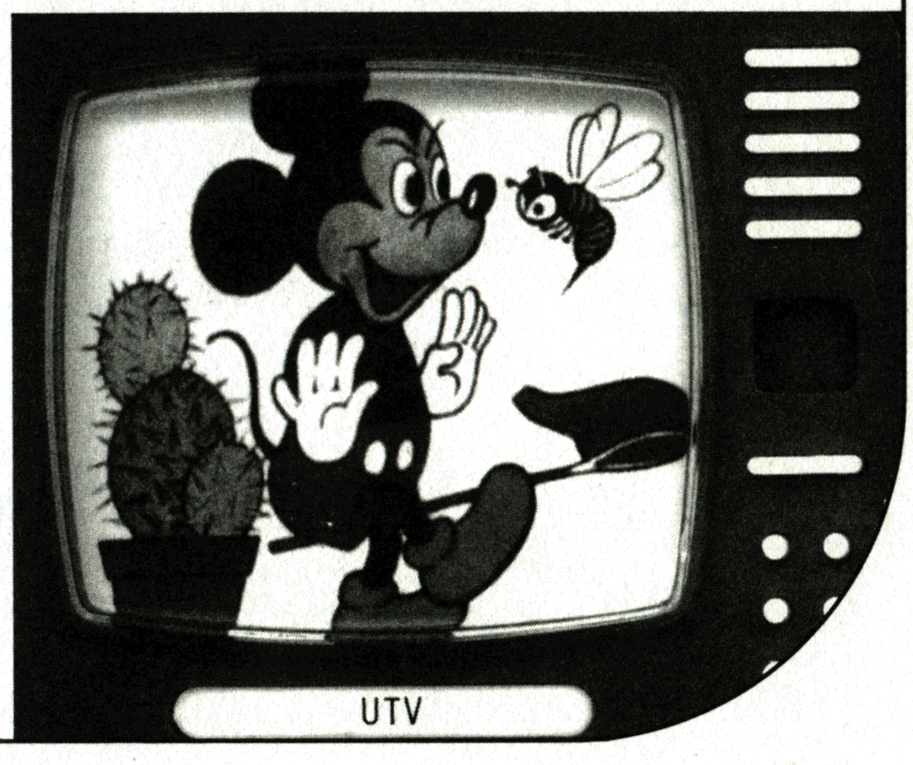


Foto: Jochen Fill

Ideel

Die Sys
Das Prozeßbüro Ber

1992 kümdigt die RAF eine Neubestimmung ihrer Politik an und nimmt das zurück, was lange ihre Praxis bestimmt hat: antiimperialistische Avantgarde zu sein. Stattdessen kann man deutlich den Versuch herauslesen, eine Rückkopplung an die Reststücke sozialer Bewegung zu erreichen. Als Einsatz für eine baldige Zusammenlegung und Freiheit der zum Teil seit fünfzehn, zwanzig Jahren inhaftierten Gefangenen, stellt die RAF ihre bewaffneten Aktionen auf Repräsentanten des Staates und der Wirtschaft ein. Die Regierung läßt dieses Angebot ins kalte Aus gleiten. Die sogenannte Kinkel-Initiative, in der es um eine Amnestie der RAF-Gefangenen ging, verschwindet wieder von der Tagesordnung. Zwischen Teilen der Gefangenen und der RAF entwickelt sich ein scharfer Streit über ihre politische Geschichte und die Strategien für eine Freilassungskampagne. 1993 sprengt die RAF den Neubau des Hochsicherheitsgefängnisses Weiterstadt. Im Juni desselben Jahres wird in Bad Kleinen Wolfgang Grams erschossen und Birgit Hogefeld verhaftet. Das Urteil im Prozeß gegen Birgit Hogefeld ist für Ende September angekündigt.

Das Prozeßbüro Berlin verfolgt seit November 1994 den Prozeß gegen Birgit Hogefeld in Frankfurt/Main. Neben Prozeßbesuchen, der Organisation und Verteilung des Prozeßinfos beschäftigt sich die Gruppe inhaltlich mit den Prozeßerklärungen und der Geschichte der RAF. Im November 1995 stellte die Gruppe ihre Diskussionen auf einer Veranstaltung in der Volksbühne Berlin vor.

Rückblick

Am 27.06.1993 wurde in Bad Kleinen Birgit Hogefeld verhaftet und ihr Freund und Genosse Wolfgang Grams von der GSG 9 erschossen. Beide waren in der RAF organisiert. Dafür, daß es sich bei Wolfgang Grams' Tod nicht um einen Selbstmord handelt,

mitgeschossen

natik eines Staatsschutzprozesses zum Verfahren von Birgit Hogefeld

sprechen viele Fakten, die durch AugenzeugInnen, Gutachten und die tendenziöse Arbeitsweise des BKA belegt werden. Es ist unwahrscheinlich, daß die Umstände, die zu seinem Tod führten, noch einmal öffentlich zur Sprache kommen. Seit März 1994 liegt der „Abschlußbericht der Bundesregierung zur Polizeiaktion in Bad Kleinen“ vor, der die Selbstmord-Version zur Staatsdoktrin erklärt. Kürzlich wies das Oberlandesgericht Rostock die Beschwerde von Wolfgang Grams' Eltern gegen die Einstellung des Verfahrens gegen zwei GSG-9ler ab - garniert mit einer neuen, absurden Selbstmordversion.
Nach der Aktion in Bad Kleinen überschlugen sich Medien und Staatsorgane mit Neuigkeiten, Dementis und Falschmeldungen: Der Verfassungsschutzspitzel Klaus Steinmetz, der diesen GSG-9-Einsatz gegen die RAF ermöglichte, war verschwunden *(„Nachrichtensperre - aber wer war der Dritte Mann?“, taz),* Birgit Hogefeld verhaftet, Wolfgang Grams getötet *(„Tötung wie eine Exekution“, Spiegel; „Wir haben da diesen Aufsetzschuß und ermitteln...“, FR),* Bundesinnenminister Seiters trat ab. Ihm folgte Generalbundesanwaltvon Stahl. „Geht nicht zur Tagesordnung über! Nehmt das nicht hin!“, forderte die RAF am 6. Juli 1993 „alle Menschen auf, die dieser Terror betroffen gemacht hat“ - doch die Reaktionen waren verhalten.
Die Isolation

Birgit Hogefeld meldete sich Anfang Juli 1993 das erste Mal mit einem Brief aus dem Knast. Sie schilderte den Ablauf der Verhaftung und ihre Gefühle für Wolfgang Grams: „Heute nacht und jetzt sehe ich ihn ganz deutlich vor mir, sein Gesicht in allen Einzelheiten, seinen Körper, seinen Geruch, seine Stimme beim Reden und beim Singen - er hatte eine sehr schöne Tenor-Stimme -, und manchmal hat er Blues-Lieder improvisiert, das hat ihm großen Spaß gemacht.“ Daß sie von ihren Gefühlen redete und ihre Erinnerungen an Wolfgang Grams beschrieb, war ungewöhnlich. Bisher hatten sich RAF-Gefangene öffentlich noch nie so geäußert. Später wurde ihr von anderen RAF-Gefangenen Entpolitisierung, Realitätsverlust und Gefühlsduselei vorgeworfen. Birgit Hogefeld geht mit ihrer Situation offensiv um und hat immer wieder ihre Gedanken aus dem Gefängnis heraus geschildert. Die Knastleitung und das Oberlandesgericht wenden bei ihr das „Standardprogramm“ für politische Gefangene an: Einzelisolation für 23 Stunden täglich, verschärfte Brief- und Zeitungszensur, keine Kopien, Trennscheibenbesuche, Angriffe durch das Wachpersonal und die Begleitbullen beim Transport, Zwangsvorführung, und verschärfte Einzelhaft (Bunker). Dazu kommen noch spezielle Extras: Am Tag der Beerdigung von Wolgang Grams bekam sie einen Fernseher in ihre Zelle: „Der Sarg, seine Eltern, meine Familie, alte Freunde - über diese und über tausend andere aufwühlende Situationen konnte ich nie mit einem anderen Menschen reden, all das mußte ich immer mit mir alleine ausmachen: DAS ist Isolation und und genau das soll sie sein.“

Der Prozeß

Alle bisherigen Prozesse gegen Gefangene aus der RAF sind durch verrechtlichte Ausnahmesituationen, Sondergesetze und -gerichte und offensichtlichste Anklagekonstruktionen gekennzeichnet. So auch dieser: Seit dem 15. November 1994 läuft in Frankfurt/Main der Prozeß gegen Birgit Hogefeld. Die Anklagepunkte umfassen den Anschlag der RAF auf die US-Airbase in Frankfurt und die Tötung des GI Pimental 1985, den Anschlag auf den heutigen Bundesbankpräsidenten Tietmeyer während der IWF-Tagung 1988, die Sprengung des Knastneubaus Weiterstadt 1993 sowie Mord und mehrfachen Mordversuch an GSG-9-Männern während ihrer Verhaftung in Bad Kleinen 1993.
Nicht unüblich, aber interessant an der Anklage ist, daß es für alle vier Punkte keine Beweise, sondern lediglich konstruierte Indizien gibt. Birgit Hogefelds Beteiligung am Anschlag auf die Air Base und auf Tietmeyer soll hauptsächlich mit auf sehr wenigen Buchstaben basierenden BKA-Schriftgutachten bewiesen werden. Für eine Beteiligung an Weiterstadt gibt es trotz aufwendiger Spurensuche keinerlei konkrete Anhaltspunkte. Und von Bad Kleinen weiß sowieso jede/r- und das ist auch unbestritten -, daß Birgit Hogefeld in der Unterführung des Bahnhofes bereits überwältigt am Boden lag, bevor der erste Schuß fiel. Deshalb wird ihr eine „ideelle Mittäterschaft“ unterstellt: angeblich hätte sie mit Wolfgang Grams abgesprochen, sich den Weg freizuschießen.

Die Anträge ihrer VerteidigerInnen, beim Punkt Bad Kleinen noch einmal zu untersuchen, ob Wolfgang Grams im Juni ‘93 auf dem Bahnsteig von Bad Kleinen von der GSG 9 erschossen wurde, hat das Gericht mit der Begründung abgewiesen, daß für diesen Prozeß nur eine Rolle spiele, was in direktem Zusammenhang mit dem Tod des GSG-9-Mannes Newrzella stehe. Und für den soll nun Birgit Hogefeld anhand der Konstruktion „ideell mitgeschossen“ verurteilt werden.

Ein Gutachten von vielen...

Die Ladung des Gutachters vom Wissenschaftlichen Dienst (WD) in Zürich, Pfister, der die Projektile, die aus dem Körper Newrzellas entfernt worden sind, der Waffe von Wolfgang Grams zugeordnet hat, zeigte exemplarisch, daß das Gericht an einer Aufklärung von Bad Kleinen nicht interessiert ist. Der Antrag der Verteidigung, ein Gutachten des international anerkannten Sachverständigen Bonte einzuholen, wurde abgelehnt, seine Sachkenntnis in Frage gestellt. Bonte durfte während der Befragung Pfisters den AnwältInnen lediglich Notizen reichen, damit sie von ihm bemerkte Ungereimtheiten nachfragen konnten. Pfister mußte bei der Befragung einräumen, daß viele Beweismittel verspätet - die Geschoßhülsen bekam er erst zwei Monate nach Bad Kleinen - und unsachgemäß eintrafen: Die Waffen der GSG-9 waren nicht mehr im Originalzustand. Bei den Patronen ist für einen bestimmten Zeitraum unbekannt, wo sie waren, bzw. ob sie ausgetauscht wurden. Darüberhinaus hat der WD Zürich wichtige Teiluntersuchungen unterlassen. Auf die Frage, wie er die Projektile Wolfgang Grams' Waffe zuordnen konnte, sagte Pfister lediglich, das müsse ein Gutachter „empfinden“ können. Es ist anzunehmen, daß die Bundesanwaltschaft (BAW) den Wissenschaftlichen Dienst Zürich weniger wegen seiner Kompetenz gewählt hat, als wegen der guten Erfahrungen von 1977, als der WD Zürich die

Gutachten zu den Stammheimer „Todesumständen“ der RAF-Gefangenen erstellte und trotz aller Widersprüche die Selbstmord-Version bestätigte.

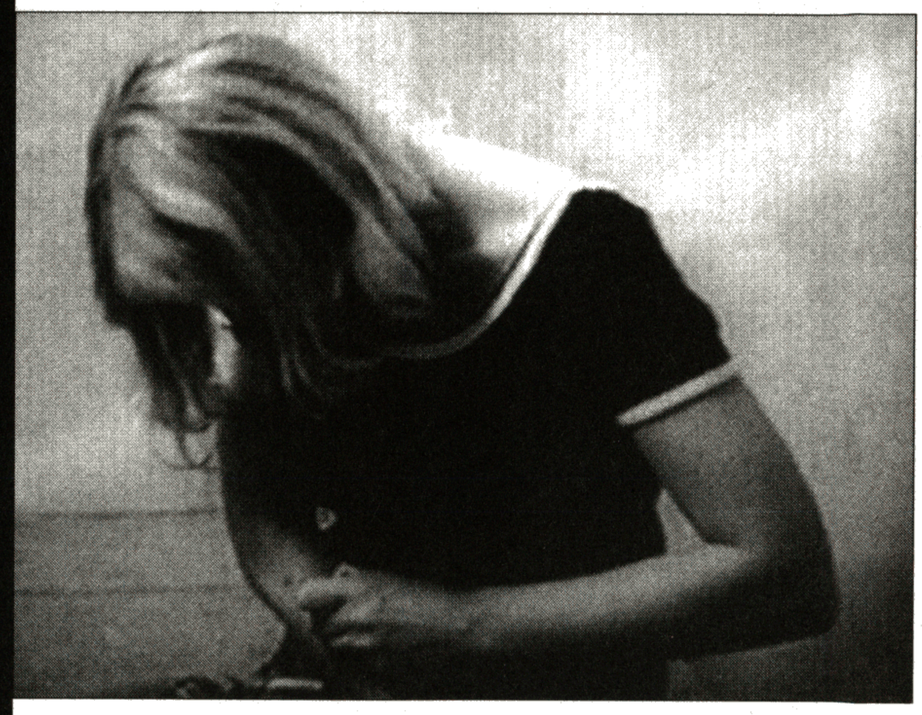
Eine undichte Stelle

Im März 1996 tauchten in den Medien Berichte auf, daß im Bundeskriminalamt (BKA) Ermittlungsergebnisse, die belastend für den VS-Agenten Klaus Steinmetz und entlastend für Birgit Hogefeld seien, vernichtet worden sind. Der suspendierte Beamte der BKA-Terrorismusabteilung, Lang, hatte aufgrund dieser Vorgänge seinen ehemaligen Arbeitgeber angezeigt. Die BKA-Abteilung unter Lang war mit der Schriftauswertung der bei Birgit Hogefeld und Wolfgang Grams gefundenen Texte befaßt. Langs Abteilung kam zu dem Schluß, daß Birgit Hogefeld nicht an Weiterstadt beteiligt gewesen sei und daß es keine Hinweise für eine Absprache zum Schußwaffengebrauch innerhalb der RAF gebe. Eine Anklage wegen Mordes an Newrzella oder zumindest wegen Beteiligung an einem Mord, wie sie die BAW gegen Birgit Hogefeld erhebt, entbehre somit jeglicher Grundlage. Schon vorher hatte sich Lang mit seinen Vorgesetzten angelegt, weil er ein Kassiber, das die RAF-Gefangenen Eva Haule und Manuela Happe miteinander ausgetauscht haben sollen, nicht als Beweis für Eva Haules Tatbeteiligung am Anschlag auf die US-Air Base in Frankfurt wertete. Eva Haule wurde aufgrund dieses Kassibers, in dem es um die Einschätzung des Air-Base-Anschlags ging, zu „lebenslänglich“ verurteilt. Nach seinem abschlägigen Gutachten zu Eva Haules Tatbeteiligung wurde Lang angewiesen: „So etwas darf die Behörde nicht mehr verlassen.“ Durch all diese Details, von denen Lang auch als Zeuge vor Gericht berichtet hat, wird die Arbeitsweise des BKA und der BAW deutlich: Akten werden manipuliert, Gutachten gefälscht und zurechtgebogen. Alles entlastende Material wird zurückgehalten. Da Lang auch bei der Auswertung von Bad Kleinen nicht bereit war, seine Berichte zu frisieren, wurde ihre Vernichtung angeordnet. Ein handschriftlicher Vermerk von BKA-Chef Zachert zum Verschwindenlassen der Akten lautete: „Einverstanden, man muß jetzt mogeln.“ Da Lang diese Manipulationen ablehnte, wurde seine Abteilung aufgelöst, er selbst kurz darauf vom Dienst suspendiert.

Birgit Hogefeld hat in einem Brief *(Prozeßinfo Nr.12)* von einer Zeugenvorladung im April 1994 vor die BAW berichtet. Dort wurde ihr ein Kassiber vorgelegt, in dem es um Ort und Termin für ein Treffen mit dem Verfassungsschutzagenten Klaus Steinmetz ging. Sie schrieb dazu: „Es ist völlig absurd, zu denken, daß eine illegale Gruppe wie die RAF unverschlüsselt Zeitpunkt und Ortsangabe zukünftiger Treffen verschickt. (...) Ich nenne dieses Beispiel des gefälschten Kassibers hier deshalb, weil ich vermute, daß diesem suspendierten Beamten auch gefälschte Briefe und Schriftstücke zur Begutachtung vorgelegt worden sind - anders kann ich mir zumindest nicht erklären, wie er in seinem Bericht zu einer ‘tragenden Rolle’ Steinmetz’ in der RAF gekommen ist.“
Das alles zeigt, daß die BAW ihre Anklage mit allen Mitteln untermauern will, auch mit solchen aus der „Fälscherwerkstatt BKA“. Angeklagte, die der RAF zugerechnet werden oder sich ihr zurechnen, bekommen von Seiten der Justiz nur eine Antwort: Lebenslänglich. Es kann davon ausgegangen werden, daß es auch für Birgit Hogefeld keine Ausnahme geben wird. Es ist jedoch allerhöchste Zeit, daß mit diesem Automatismus „Lebenslänglich für RAF-Gefangene“ gebrochen wird.

Die Diskussion

Am 21.7.95 verlas Birgit Hogefeld eine 26seitige Prozeßerklärung vor Gericht: „weil dieser Prozeß gegen mich der einzige Ort ist, wo ich mich öffentlich äußern kann.“ Birgit Hogefeld diskutiert darin eine ganze Phase der RAF und des antiimperialistischen Kampfes und entwickelt die Gedanken der RAF zur Neubestimmung ihrer Politik (Aussetzung tödlicher Aktionen, „soziale Gegenmacht von unten“) weiter. Ungewöhnlich im Vergleich zu Erklärungen in RAF-Prozessen der 70er und 80er Jahre ist nicht nur die verständlichere Sprache, sondern auch die Selbstkritik, das Zugeben von Schwächen und die Einbeziehung der subjektiven Seite in die Erklärung ihrer Politik, die dem Bild der klaren straighten Kämpferin der bewaffneten Avantgarde widersprechen. Ein inhaltlicher Schwerpunkt der Erklärung von Birgit Hogefeld ist die Auseinandersetzung um die Erschießung des GI Pimental. 1985 wurde Pimental von der RAF getötet, um mit seiner ID-Card auf das Gelände der Air Base zu kommen. Hogefeld sieht in der „Erschießung des GI Pimental eine der schlimmsten Fehlentscheidungen der RAF“: „Wie konnte es dazu kommen, daß Menschen, die mit der Vorstellung aufgestanden waren, für eine bessere Welt zu kämpfen, sich soweit von ihren eigenen Idealen entfernen konnten?“ Die Politik der RAF enstand in den 70er Jahren aus einem klaren Konfrontationsverhältnis zum Imperialismus und zum BRD-Staat, einer radikalen Negation der bestehenden Verhältnisse. In erster Linie wurde ein „Gegen“ formuliert und nicht ein „Für“. Die Parole „Zusammen kämpfen“, wie sie seit 1982 von der RAF ausging, bezog sich auf westeuropäische Guerillagruppen wie Action Directe in Frankreich oder Brigate Rosse in Italien, in der BRD vor allem auf militant organisierte Gruppen aus antiimperialistischen Zusammenhängen. Das Frontkonzept war ein Versuch in West-Europa, eine bewaffnete Koordination aufzubauen, die zusammen mit den Befreiungsbewegungen im Trikont kämpft. Der Anschlag auf die Air Base gehörte in dieses Konzept: „die air base in ihrer funktion als drehscheibe des imperialistischen krieges und geheimdienstzentrum steht unmittelbar in der konfrontation zwischen internationalem befreiungskampf und imperialismus - die krieg ist - und damit alle soldaten, die dort sind“ *(aus der 2. Erklärung der RAF vom 25.8.1985).* Diese Reduktion der Welt auf den militärischen Dualismus von Herrschenden und Beherrschten führte zu einer äußerst kompromißlosen politischen Haltung und zum bekannten moralischen Rigorismus der RAF: Teil der Lösung oder des Problems, Mensch oder Schwein sein. Die Frage, wie in den hochintegrierten, spätkapitalistischen Systemen des Nordens eine grundlegende soziale Revolution möglich ist und was die Handlungskriterien für revolutionäre Gruppen sind, blieb der blinde Fleck der RAF-Politik. Birgit Hogefeld antwortete auf den Vorwurf, sie würde „moralisieren“, mit einem Statement zum Begriff Moral: „Es gibt wohl keine allgemeingültigen Kriterien, die losgelöst von der jeweiligen Realität für die Festlegung des Moralbegriffs taugen. (...) Das heißt, daß sich die Frage danach, welche Mittel in welcher Situation sinnvoll und gerechtfertigt sind, immer wieder stellt. Diese Bestimmung kann nicht im luftleeren Raum stattfinden, sie braucht



Bezüge, und ich denke, sie braucht andere Bezüge, als das bei uns lange der Fall gewesen ist. Wir sind in unseren Bestimmungen vom Bruch ausgegangen, nicht nur von dem zum System, sondern auch von dem zur Gesellschaft hin. Noch Mitte der 80er Jahre war in einem Text aus dem 'Front'-Zusammenhang zu lesen: 'wir gehören dieser gesellschaft nur insoweit an, als wir sie bekämpfen.' Das ist die Basis dafür, daß wir jede moralische Instanz innerhalb der Gesellschaft und auch der Linken, vor der wir uns und unsere Politik hätten rechtfertigen müssen, verloren hatten."

Wie weiter?

Es geht uns um den schwierigen Begriff „revolutionäre Moral". Die Verwirklichung einer anderen Gesellschaft ist für uns unbedingt damit verknüpft, die herrschenden Moralwerte infragezustellen und eine neue Moral zu entwickeln, die von der Form der Anweisung und Disziplinierung - Tu dies! Laß jenes!- gelöst werden müßte. Die Bestimmung einer revolutionären Moral muß ständig und diskursiv erarbeitet werden. „Objektive" Kriterien existieren nicht, jedenfalls nicht in Form von Handlungsanweisungen, sondern als Fragen, als Probleme, als Suche und immer als Veranlassung, die jeweiligen Entscheidungen vor anderen zu vertreten. Nach scharfer Kritik räumte die RAF zum Beispiel Mitte der 80er Jahre ein, „daß die erschießung des gi in der konkreten situation im sommer ein fehler war (...). es ist klar: den gi zu erschießen war ein schritt zur eskalation (...). diesen schritt mit 'praktischer notwendigkeit' zu begründen, ist politisch unmöglich." *(aus: „an die, die mit uns kämpfen", Januar 1986).*

Der Zweck heiligt nicht die Mittel. Jedes Ziel verändert sich durch die Mittel, die verwendet werden, um es zu erreichen. Auch deshalb sind Rückkopplung, Kritik, Austausch zumindest innerhalb der Linken zu jedem Zeitpunkt unerläßlich, wenn grundlegende, revolutionäre Veränderungen in einer Gesellschaft erreicht werden sollen. Dabei darf sich keine Hierarchisierung der Mittel einschleichen, nach dem Prinzip, daß diejenigen, die die Situation am meisten eskalieren lassen, die revolutionärsten sind. Doch wie erreichen wir eine Struktur gleichberechtigter Kommunikation? Wie kann gewährleistet werden, daß bei einer tatsächlichen Machtverschiebung nicht neue Macht gegenüber Andersdenkenden und -Lebenden entsteht? Gerade die Geschichte der RAF zeigt, daß diese Schwierigkeiten nicht als zu gering einzuschätzen sind. Im „Konzept Stadtguerilla" hatte sich diese Gruppe 1971 die Verbindung mit vielen Initiativen und Basisgruppen ja selber noch auf ihre Fahnen geschrieben. Die Abkoppelung der RAF von der Gesellschaft und von Teilen der Linken steht wohl im Mittelpunkt des politischen Scheiterns der RAF. Ein Beispiel unter vielen: Im Dezember 1976 schrieb eine Revolutionäre Zelle (RZ) in einem *„Brief an alle Genossen aus der RAF"*: „...Ihr habt zu oft gezeigt, daß ihr nicht in unsere Kraft und die der anderen vertraut. (....) Ihr unterstellt uns einfach, wir wären schwach, (massen)opportunistisch, wir würden uns in diesem korrupten, menschenfressenden System doch ganz wohl fühlen. Und das deprimiert. Schluß mit der Kategorie: Genosse oder Schwein!"

Genau diesen Prozeß reflektiert Birgit Hogefeld kritisch und eröffnet damit eine Möglichkeit der Auseinandersetzung. Es ist an der Zeit, daß sich viele, gerade auch die mit dieser Geschichte Verbundenen, an der Diskussion beteiligen und die Geschichtsschreibung nicht den Staatsschutzgerichten mit ihren KronzeugInnen überlassen.

Neuerscheinungen Herbst 96

Birgit Hogefeld, Ein ganz normales Verfahren

Edition ID-Archiv veröffentlicht ein Buch mit Texten von Birgit Hogefeld seit ihrer Festnahme 1993, ein Baustein der Debatte über die Politik der RAF seit Anfang der 70er Jahre bis zum aktuellen Streit über die Perspektive der Inhaftierten, ihre mögliche Zusammenlegung und Freilassung.

„Heute denke ich, daß damals (1985) alle in der RAF und aus dem engen politischen Zusammenhang gespürt haben, daß die Entscheidung, sich ernsthaft der Kritik der Erschießung des GI (Pimental) zu stellen, unweigerlich eine Lawine von Fragen losgetreten hätte, die weit über diese Aktion hinausgegangen wären. Auch daraus kam die massive Abwehr: Bei einer solchen Aktion hätte deutlich werden müssen, daß sie keineswegs als eine Art politischer Unfall oder Fehler angesehen werden kann, sondern eine direkte Verbindung und logische Entwicklung aus unserem damaligen Denken und Politikverständnis war."

Irmgard Möller und Oliver Tolmein im Gespräch

Der Konkret Literatur Verlag veröffentlicht ein Interview, in der Irmgard Möller die Geschichte der RAF rekonstruiert.

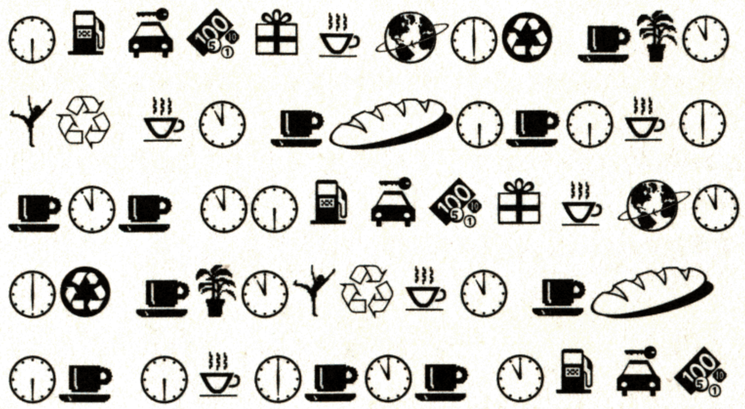
„Ende 68, Anfang 69 war die Zeit, in der sich die ersten K-Gruppen herausgebildet haben. Dann gab es Leute, die in die Betriebe gegangen sind, um dort die Arbeiter zu organisieren. Das hatte z.T. groteske Folgen, weil die sich dann verkleidet und ihre Lebensweisen verändert haben, um besseren Zugang zu finden...Ich habe auch eine Zeitlang bei Agfa gearbeitet, aber mehr aus Solidarität mit Freundinnen als aus Überzeugung. Geholfen hat dieses Einsteigen ins Proletariat wenig: Es gab zwar verein-

Inge Viett, Einsprüche

Edition Nautilus veröffentlicht Briefe, die Inge Viett seit ihrer Verhaftung 1990 aus dem Gefängnis geschrieben hat.

Inge Viett war Mitglied der „Bewegung 2. Juni". 1982 siedelte sie in die DDR über. 1992 wurde sie zu 13 Jahren Haft verurteilt. In ihren Briefen kommentiert sie, was innerhalb und außerhalb der Gefängnismauern passiert: die „Vereinigungsorgie", mögliche Perspektiven einer gesellschaftlichen Veränderung, ihre eigene Vergangenheit im bewaffneten Kampf und ihr Leben in der DDR, ihre Vorbereitungen auf den Prozeß und den Alltag „ohne Himmel über dem Kopf".

zelt Sympathien bei manchen Arbeiterinnen und Arbeitern, aber viel mehr war nicht. Viele von uns sind auch aus den Betrieben schnell rausgeflogen. Die haben dann nur noch Flugblätter vor den Werktoren verteilt. Und mir war schnell klar, daß das nicht meine Perspektive für den politischen Kampf werden würde. Ich hatte nach den zwei Monaten Arbeit am Fließband ein bißchen Geld verdient. Und das wär's dann."



Pay now, hate later

Kleiner Erdkundeunterricht für Neokapitalisten

Henry Ford machte Anfang des Jahrhunderts in den Chicagoer Schlachthöfen eine entscheidende Beobachtung: die Existenz des Fließbandes. Er implantierte diese Technik in die moderne kapitalistische Fabrik. Und so wurden in den 20er Jahren bei Ford, Detroit, in den ersten halbautomatischen Fertigungsanlagen mehr als zwanzig Millionen Wagen pro Jahr produziert. Die neue, dazu gehörige Konsumparole, „Jedem ein Auto", war eines der exemplarischen ideologischen Versprechen des fordistischen Akkumulationsmodells, dessen Ende wir seit den 70er Jahren erleben.

Ware, Glück, Kapitalismus

Die fordistische Fabrikgesellschaft träumte den Einbauküchen-Fernseher-Traum des Westens. Ihr ökonomisches Modell basierte auf dem kurzfristigen Gleichklang von Massenbeschäftigung und -konsum in den Industriestaaten. Gleichzeitig unterstützte eine keynsianische Wirtschaftspolitik die industrielle Nachfrage. Der Staat trat als Auftraggeber und Arbeitsplatzbeschaffer auf. Die kritische Theorie hat schon in den 30er Jahren beschrieben, welche neuen ideologischen Formen im Fordismus auftauchen, wie Ideologie „in der Wirklichkeit aufgeht", wie Herrschaft von einem Weltanschauungsprogramm zu einer rationalisierten wissenschaftlich-technischen Bürokratie fortschreitet. Die Produktionsverhältnisse selbst, die in den Industriestaaten erstmals eine massenhafte Teilnahme am Konsum erlauben, wurden zum großen Konsens- und Integrationsmechanismus. Nirgendwo ist es schöner als im Land des Supermarkts, und sei es auch nur im C&A- und Woolworth-Format. Im Laufe des Fordismus trat Herrschaft in immer subtileren Formen auf: Sozialpartnerschaft, Sozialdemokratie, Reformismus, Normalisierungstechniken. Die neuen freundlichen Agenten der Macht waren Therapeut und Sozialarbeiter, Kontaktbereichsbeamter und Teamchef.

Arbeits-, Konsum- und Normalitätsverweigerung machten die Radikalität der neuen sozialen Bewegungen der 60er und 70er Jahre aus.

Damit gerieten sie auch in Opposition zur alten Industriearbeiterklasse, die aus Fabrik und Proletarier einen heroisierenden Mythos konstruiert hatte. Die relativ starke französische und italienische KP erlebte die Krise des Fordismus in den 70er Jahren als Niederlage. 1978 erklärte Félix Guattari in einem Interview: „Man muß sehr weit in der Geschichte der Arbeiterbewegung zurückgehen, um den Krisen-Begriff nicht bloß in theoretischen Positionen vorzufinden, sondern auch bei politisch aktiven Genossen, die der Krise gegenüber eine offensive Haltung eingenommen haben, statt sie mit einer Art Schuldgefühl zu erleiden. Die französischen Arbeiter der CGT *(größte Gewerkschaft Frankreichs, Anm. d. Red.)* empfinden es z.B. als Schande, als eine Katastrophe, daß die französischen Minen auf internationalem Niveau nicht mehr wettbewerbsfähig sind, daß die französische Eisenindustrie demontiert wird, die Concorde sich als kompletter Reinfall erweist, und die Atomindustrie infrage gestellt wird."

Krise und soziale Erpressung

Seit Ende der 80er Jahre ist in der BRD ein massiver ökonomischer und gesellschaftlicher Transformationsprozeß im Gange. Die keynsianische Moulinex-Ideologie, nach der sich Profit und Lohn nicht widersprechen müssen, sondern beide endlos zunehmen können, wird von einer neoliberalen Wirtschaftspolitik abgelöst. Bewaffnet mit der Rhetorik ökonomischer Sachzwänge fordern Unternehmer momentan eine aggressive politische Umstrukturierung. Mit dem Schlagwort „Standortsicherung" wird ein Abbau der Sozial-, Lohn- und Bildungspolitik organisiert und gleichzeitig ein Primat der Infrastruktur- und Industriepolitik durchgesetzt, also die Subventionierung neuer Technologien, die Novellierung des Gentechnikgesetzes usw. Die Politik der italienischen OperaistInnen in den 70er Jahren ist eine wichtige historische Erinnerung an eine offensive Haltung angesichts einer ökonomischen Krise. Der Operaismus hat sich sowohl gegen eine weiche Reform des Kapitalismus gewandt, als auch gegen eine harte neoliberale Austeritätspolitik und gegen den Automatismus einer ständigen Erhöhung der Produktivität. Mit Praktiken wie der *„autoriduzione"*, der massenhaften Einbehaltung von Miet-, Strom-, Gas- und Telefonrechnungen, wurde versucht, die soziale Erpressung durch die ökonomische Krise zurückzuweisen.

Das Archiv der reaktionären Ideologeme

Bei der Diskussion der Krise muß von Anfang an festgehalten werden, daß es rein ökonomische Fakten nicht gibt. Gegen die bürgerliche Theorie, die das Ökonomische, das Gesellschaftliche, das Kulturelle und das Politische voneinander trennt, hat Marx erklärt, daß die Ware keine Sache, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis ist. Im Moment der Krise können wir wie in einer historischen Überbelichtung beobachten, was sonst verdeckt ist: die Konstruktion und Verschiebung der Vergesellschaftungsweise. Die momentane Neuorganisierung der Gesellschaft ist von zwei sehr

Foto: Jochen Fill

unterschiedlichen, aber gleichzeitig ablaufenden Dynamiken bestimmt: erstens vom verstärkten Rückgriff auf traditionelle reaktionäre Ideologien, auf das Reservoir rassistischer und nationalistischer Phantasmen und zweitens vom Fortschreiten kapitalistischer Abstraktionsprozesse *(hiermit ist die explodierende Kapitalspekulation gemeint, die Flexibilisierung und Enthierarchisierung von Produktionsprozessen usw., auf die weiter unten eingegangen wird)*. Diese Gleichzeitigkeit und Verschränkung von Rück- und Fortschrittlichkeit gehört zum Charakter des Kapitalismus. Sein elementarer Zug ist ein strukturelles Ungleichgewicht, das eine ständige Revolutionierung seiner Existenzbedingungen fordert. Der Kapitalismus kennt keinen „normalen", ausgewogenen Zustand. Seine einzige Möglichkeit fortzubestehen, ist die Expansion. Das rassistische Phantasma projiziert diese Unruhe, diese kapitalistische Überschreitungslogik, die immer neue Felder der Verwertung zuführt, auf einen äußeren Feind, den Fremden. Er ist es, der zuviel ist und stört. Der Rassismus träumt davon, daß nach der Eliminierung des Fremden, Ruhe einkehrt, daß im Gegensatz zu den ständigen Verschiebungen des Kapitalismus, endlich wieder jeder seinen Platz einnehmen könnte. Das ist der Traum vom *Kapitalismus ohne Kapitalismus*, ein Traum, den Kapitalismus ohne seinen Exzess, ohne seinen inneren Antagonismus, ohne sein strukturelles Ungleichgewicht haben zu können. Das soziale Feld wird also momentan in einer doppelten Bewegung zuerst ideologisiert *(„deutsche Familie, Heim und Herd")* und dann entpolitisiert *(„Jeder ist seines Glückes Schmied.")*. Die Konstruktion des gesellschaftlichen Feindes wird dabei von der Figur des Kommunisten (50er Jahre) und Terroristen (70er Jahre) auf die Figur des Arbeitsscheuen, Kriminellen und Asylbetrügers (90er Jahre) verschoben.

Die Peripherisierung der Metropolen

In der aktuellen Krise findet ein hochantagonistischer Prozess statt. Auf der einen Seite werden stärker alte Ideologien in Anschlag gebracht, die Konstruktionen wie Familie, Religion und Nation unterstützen sollen, also den Diskurs reaktionärer Gemeinschaftlichkeit. Auf der anderen Seite reißt ein neoliberaler Deregulierungsschub den sozialstaatlichen Reformismus ein, den sozialen Kitt der fordistischen Phase, und produziert mehr und mehr Ausschlüsse und Fragmentarisierungen. Mike Davis hat in seinen Texten *„City of Quartz"* am Beispiel Los Angeles die „Peripherisierung der Metropolen" beschrieben, den Einzug extremer Armutszonen in die Industriestaaten, der sich vor allem in den USA und einigen südeuropäischen Staaten abzeichnet - ganz zu schweigen von der noch extremeren, unfreiwilligen Abkopplung ganzer Regionen des Trikonts von der Weltwirtschaft: „Wir befinden uns im postliberalen L.A., wo die Verteidigung eines luxuriösen Lebensstils sich in immer neue Repressionen in Raum und Bewegung übersetzt. Das alte liberale Paradigma der sozialen Kontrolle, das eine Balance zwischen Repression und Reform zu halten versucht, ist schon lange einer Rhetorik des sozialen Krieges gewichen, in der die Interessen der städtischen Armen und die der Mittelschichten als Nullsummenspiel gegeneinander aufgerechnet werden. In Städten wie Los Angeles zeigt sich das häßliche Gesicht der Postmoderne und verschmel-

zen Stadtplanung, Architektur und Polizeiapparat zu einer einzigen umfassenden Sicherheitsmobilisierung.“ Der Postmodernismus hat mit seiner Ästhetisierung der neuen Technologien, die die wissenschaftlich-technische Basis für die neoliberale Umstrukturierung sind, seinem Diskurs des Multikulturalismus und der sogenannten *„Pluralisierung der Lebensstile“,* mit seinem ganzen ungedeckten Durcheinander an Parolen vom Wiederauftauchen der Stadt und des menschliches Geistes im Cyberspace, vom global village, vom Verschwinden des Raums und der Materialität, der Realität, der Ideologien usw. - um nur ein paar Beispiele zu nennen - den Blick darauf verstellt, daß sich seit den 80er Jahren ein komplexer Transformationsprozeß des Spätkapitalismus vollzieht.

Das selbstreferentielle System virtueller Kapitalspekulation

Was das zweite Moment der gesellschaftlichen Umstrukturierung angeht - die fortgeschrittene Abstraktionsbewegung des Kapitalismus -, besteht eine der wichtigsten Veränderungen der letzten zwanzig Jahre in der informationstechnologisch vermittelten, weltweiten Deregulierung der Kapitalspekulation auf den Zins-, Devisen- und Warenterminmärkten. Auf einer ersten, oberflächlichen Ebene der Analyse kann man festhalten, daß sich die Finanzwelt gegenüber der Warenwelt, also der eigentlichen produktiven Sphäre, verselbständigt hat. Jahrhundertelang waren Versicherungs- und Kreditwesen primär auf den Handel bezogen. Direktinvestitionen dienten der Anlage von Plantagen, später der Verlagerung ganzer Industriestandorte in den Süden und ungefähr seit Ende der 60er Jahre der Auslagerung arbeitsintensiver Teilbereiche der Produktion in den Trikont. Die Handelsbilanz war jedoch immer der stärkste Faktor der Wirtschaftsbilanz. Mit der Deregulierung der Finanzwelt, also der weitgehenden Abschaffung von Schranken für internationale Kapitalflüsse, sind seit den 80er Jahren vor allem die kurzfristigen Kapitalinvestitionen explosionsartig gestiegen. Hierbei handelt es sich um Finanzgeschäfte mit einer Laufzeit von wenigen Wochen oder Monaten, die das Floaten von Währungen, Zinsentwicklungen oder Preisschwankungen an Warenbörsen abschöpfen. Das Kapital fließt in Sekundenschnelle dorthin, wo sich kurzfristig Kursdifferenzen kapitalisieren lassen. Die alles entscheidende Ressource der Brokerhäuser ist die Geschwindigkeit, mit der das Computerprogramm zur Kursanalyse möglichst große Mengen von Daten verarbeiten kann und entsprechende Kauf- oder Verkaufsorder anzeigt. Zukünftige Kursentwicklungen werden aus den vorangegangenen abgeleitet. So entsteht allmählich ein selbstreferentielles System mit immer weniger Bezug zur Produktionssphäre. Selbst Japan, das gemeinhin vor allem als Exporteur von Pkws, Elektronik und Maschinen gilt, erzielt heute schon Einnahmen aus ausländischen Kapitalanlagen in einer Höhe, die die Hälfte des Warenexport-Einkommens erreicht haben. *(In Belgien beträgt das Verhältnis Kapitaleinkommen/ Warenexport sogar 74%, in GB 61%, USA 30%, BRD 24%. Zum Vergleich: Anfang der 60er Jahre betrug das Kapitaleinkommen in der BRD 0,02% der Einnahmen aus dem Warenexport.)*

Abstraktion und Wertgesetz: der rationale Charakter gesellschaftlicher Irrationalität

In einem zweiten, weitergehenden Schritt der Analyse können wir die Verselbständigung der Kapitalströme als Symptom für den fortschreitenden Abstraktionsprozeß des Kapitalismus lesen. Grundsätzlich gesprochen, enthält jeder Tauschvorgang, auch der einfachste von Ware A gegen Ware B, eine Abstraktionshandlung. Wenn wir z.B. sagen, 20 Ellen Leinwand sind einen Rock wert, haben wir die Grundformel der Wertabstraktion vor uns. Im Handel Ware A gegen Ware B fungiert Ware B als Äquivalent (oder umgekehrt). Äquivalent sein, heißt, daß nicht der Gebrauchswert einer Sache von Interesse ist, nicht ihre Naturalform, nicht, was man mit ihr machen könnte, für wen sie sinnvoll ist und welche konkrete Qualität menschlicher Arbeit in ihr steckt, sondern allein ihr abstrakter, rein formaler Wertbemessungscharakter. Das Gesetz dieses Tauschs ist die Arbeitszeit, die quantitativ in eine Ware investiert wurde. Schon im einfachen Warentausch A gegen B wird der grundlegende doppelte Abstraktionsmechanismus des Kapitalismus deutlich:

1. Eine Sache wird auf ihren Tauschwert reduziert. Das heißt, zuerst wird sie in zwei Teile gespalten: in ihre invariante Form (Tauschwert) und in ihre jeweils unterschiedliche Materie (Gebrauchswert, Warenkörper).

Im Akt des Tauschgeschäfts erlischt der Gebrauchswert einer Sache. Sie fungiert allein als Wertäquivalent für unterschiedliche andere Waren. Historisch wurde diese Abstraktionsbewegung mit der Durchsetzung des Geldes als allgemeinem Äquivalent, das nur Tauschwert ist, standardisiert. Seitdem wird nicht mehr Ware gegen Ware getauscht, sondern Geld gegen Ware gegen Geld‘ (G-W-G‘).

2. Im Tauschgeschäft verschwindet das qualitative Moment lebendiger und konkreter Arbeit und wird auf immer dieselbe Quantität abstrakter und toter Arbeit reduziert, die allein als Kostenfaktor zu Buche schlägt - und nicht als Existenzfaktor, der die reale Lebenszeit von Subjekten verbraucht.

Das kapitalistische Wertgesetz ist kein rein ökonomisches Gesetz, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis: ein Verhältnis der abstrakten Gleichsetzung, der Ersetzung, des An-die-Stelle-Setzens-von, der Stellvertretung, der Übertragung, Repräsentation usw. Diese Abstraktion erfordert die Spaltung der Welt in Wesen und Phänomen, Form und Materie, Wert und Substrat usw., um das Identische im Verschiedenen entdecken und festhalten zu können. Konkret heißt das: Das Geld ist nicht das einzige allgemeine Äquivalent und die Ökonomie nicht der einzige Ort dieses abstrakten Tauschs. Man kann z.B. die vielfältigen Möglichkeiten eines subjektiven Lebens dem Tauschwert Sinn des Lebens, Karriere, Ordnung, Anstand usw. unterstellen.

Die explodierenden kurzfristigen Kapitalspekulationen machen deutlich, daß die Abstraktionsbewegung des Kapitalismus allmählich bei ihrer reinsten Form angelangt ist: bei rationaler Irrationalität, bei einem selbstreferentiellen, immateriellen Tauschwertsystem, in dem der Gebrauchswert vollständig zu verschwinden beginnt.

Die neue Geographie des Kapitalismus

Die neoliberale Umstrukturierung hat zu einer neuen politischen und wirtschaftlichen Geographie des Kapitalismus geführt. Seit den 80er Jahren verlangsamt sich das Wachstum des industriellen Sektors und wird von einem Boom im tertiären Sektor abgelöst. Der Dienstleistungsbereich liegt mittlerweile bei 60 bis 70 Prozent des Bruttosozialprodukts der nördlichen Staaten. Es ist vor allem das explodierende Finanzwesen, der Versicherungssektor, die Immobilienspekulation und der Bereich sogenannter professioneller unternehmensorientierter Dienstleistungen *(Rechts-, Steuer- und Unternehmensberatung, Wirtschaftsprüfung, Design, Marktforschung, Werbung)*, die diesen Boom tragen. Mit dieser Umstrukturierung etablieren sich im kapitalistischen Raum neue strategische Orte:

1. Die global cities

Ganz im Gegensatz zur post-

modernen These vom Verschwinden der Städte und der Umwandlung der Welt in ein globales Dorf, in dem die Unternehmen dezentral auf der grünen Wiese ihre Zelte aufschlagen und via online-Verbindungen kommunizieren, entstehen in den großen Metropolen neue Steuerungszentralen. Alle Industriestaaten zeigen ähnliche Muster hoher Konzentration von Finanzaktivitäten und unternehmensorientierten Dienstleistungen in einem Zentrum: Tokio in Japan, New York, L.A. und Miami in den USA, Toronto in Kanada, Sydney in Australien, Zürich in der Schweiz und weiter noch in Europa: Paris, London, Frankfurt, Amsterdam, Mailand usw. Seit den 80er Jahren werden die innerstädtischen Zentren wieder stärker gepflegt, gesäubert, kontrolliert und mit architektonischen Prestigeobjekten ausgestattet. Das gilt vor allem für Europa. An den Rändern der Städte etablieren sich gleichzeitig sogenannte *edge cities*: große Ansammlungen von Konzernzentralen und geschäftlichen Aktivitäten. Einen europäischen Extremfall bildet *La Défense*, ein riesiger hochmoderner Bürokomplex, der in unmittelbarer Nähe von Paris errichtet wurde, ein Stadtteil aus Glas- und Stahlfassaden, ein Repräsentationstheater in der Form von postmodernem Tempelbau der Dienstleistungsunternehmen - mit freiem Blick auf den Triumphbogen, Treffpunkt für Skater, Touristen und Geschäftsleute.

2. Die offshore-Bankenzentren

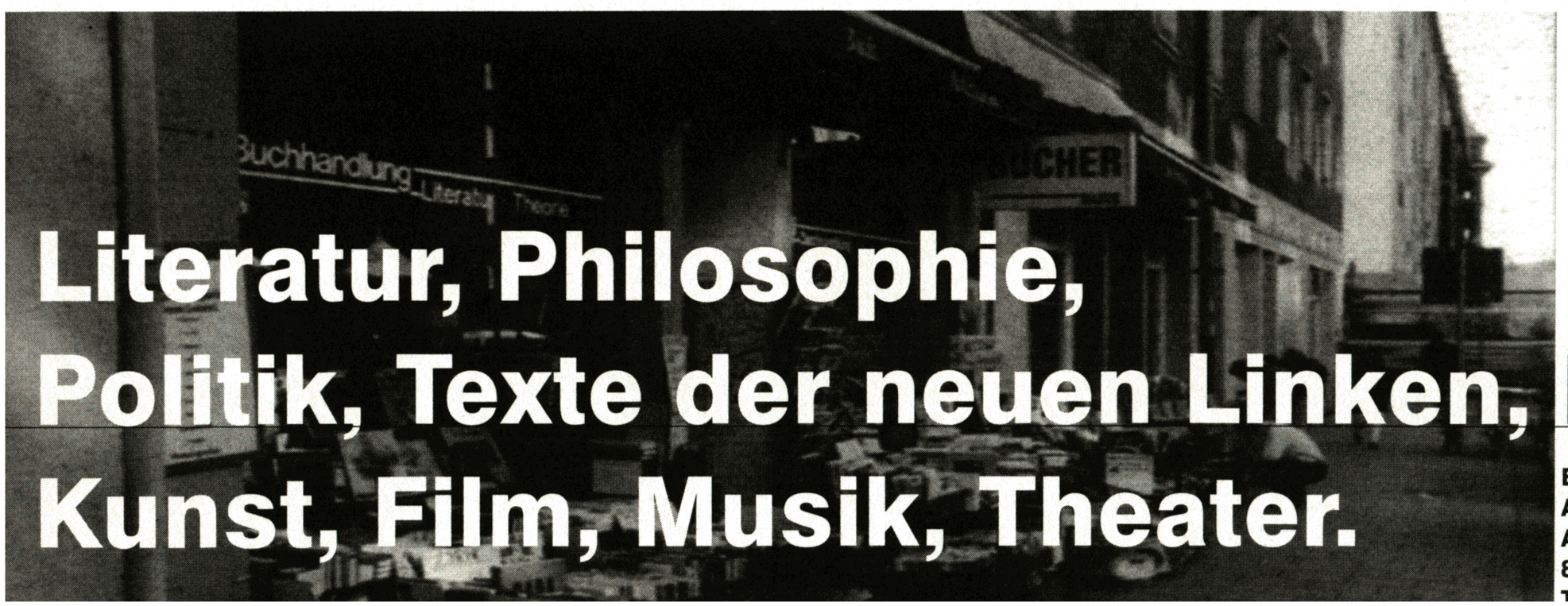
Der Anstieg der globalen Finanztransaktionen wurde durch eine Reihe von Faktoren begünstigt:
1. die Einrichtung freier internationaler Finanzzonen seit den 60er Jahren, an herausragender Stelle die Londoner Eurodollarmärkte, auf denen die Regeln des Weltwirtschaftsabkommen von Bretton Woods von 1945 außer Kraft gesetzt worden sind;
2. die allgemeine Deregulierung der Kapitalmärkte seit den 80er Jahren als Folge einer Renaissance des Wirtschaftsliberalismus und der Abkehr vom Keynsianismus;
3. das außerordentliche Ungleichgewicht in den Handelsbilanzen seit den 80er Jahren, bei dem Japan, die sogenannten ostasiatischen Schwellenländer und einige OPEC-Staaten über enorme Kapitalüberschüsse verfügten, während gleichzeitig die USA und Großbritannien hohe Defizite hatten.
Die offshore-Finanzzentren sind strategische Knotenpunkte im Kreislauf der internationalen Finanzströme, die anonyme Finanztransaktionen vorbei an den Steuerforderungen und noch bestehenden Regulierungen der Nationalstaaten ermöglichen. Ein Großteil der offshore-Bankenzentren existiert nur auf dem Papier. Auf den Cayman-Inseln z.B. gibt es laut IWF Bankverbindlichkeiten in Höhe von 250 Mrd. US-Dollar. Obwohl es in dem winzigen Land angeblich 500 Banken aus aller Welt gibt, unterhalten nur 69 davon ein Büro und lediglich sechs bieten einen normalen Kundenservice wie die Eröffnung eines Girokontos und die Annahme eines Überweisungsauftrags.

3. Dienstleistungszonen und online-Service

Die internationalen Transaktionen werden in der letzten Zeit immer stärker von der Nord-Süd-Achse auf die West-Ost-Achse (USA-Europa-Japan/Südostasien) verschoben. Lange Zeit haben die Industriestaaten von dem Rohstoffhandel mit und der Auslagerung arbeitsintensiver Teilbereiche der Produktion in den Süden profitiert. Diese Auslagerungen wurden vielerorts wieder rückgängig gemacht, weite Teile Afrikas und Lateinamerikas von den Weltmärkten für Fertigprodukte und Rohstoffe abgehängt. Die Strategie der sogenannten nachholenden Entwicklung vieler Trikontstaaten, die auf einem gemäßigten Protektionismus, auf Binnenmarktorientierung, Importsubstitution und Agrarreform basierte, ist seit den 80er Jahren unter dem globalen Deregulierungsdruck zusammengebrochen. Auf der weiten Fläche der vom Norden verursachten und noch zunehmenden Verarmung des Trikonts tauchen einige wenige, neue Handelszonen auf, die den Norden online mit professionellen Dienstleistungen versorgen wie z.B. das indische Softwarezentrum Bangalore. Hier haben sich über hundert indische und transnationale Konzerne niedergelassen wie die *Digital Equipment Corporation*, *Hewlett Packard* oder *Motorola*. In Bangalore wird Software-Entwicklung und Data Entry gemacht: Personal- und Krankenversicherungsdaten, Aktienkontroll-Listen, medizinische Forschungsberichte usw. Morgens kommen die Vorlagen sackweise per Flugzeug an und werden am nächsten Tag digitalisiert zurückgeschickt, via Unterseekabel oder Satellit.

4. Flexibilisierte Unternehmensnetzwerke

In den 80er Jahren etablierten die japanischen Automobilhersteller, allen voran *Toyota*, das Modell der schlanken Produktion. Die japanische Methode basiert auf dem Einsatz neuer Telekommunikationstechnologien und der Ausbildung vielseitiger Teams, in denen ArbeiterInnen, Ingenieure und ProgrammiererInnen zusammenarbeiten. Die sog. *simultane Entwicklung* geht von der Integration von Fertigung, Vertrieb, Marketing und Verkauf aus. Jeder Teilbereich soll von dem anderen lernen. Die Produktion läuft fast ohne Lagerhaltung *just-in-time* ab. Alle Bereiche, die nichts mit der Produktion zu tun haben wie der Werkschutz, die Putzkolonne, oder die Lohnabrechnung werden privatisiert und damit auch von der möglichen gewerkschaftlichen Stärke eines großen Betriebs abgetrennt.



Am Rande der Wünsche: Amerikanische Depressions-landschaften

von Che-Hi Choi

Foto: Jochen Fill

Es grünen in diesem Land die Vorgärten, die Sprinkleranlagen fließen und vertreiben die Obdachlosen, die Gartenzäune sind durch Ultraschallwarnsysteme ersetzt, die Senatoren reden, die Kinder gehen in die Sommerschule, das Imperium schlägt irgendwo weit weg zu, und *Prozac* ist der Name eines Psychopharmakons, mit dem sich seit den späteren Achtzigern die amerikanische Mittelklasse volldröhnt, auf Rezept und im Zuge klinisch verordneter Anti-Depressionstherapie. Das (überflüssige) Buch zum Medikament heißt *Prozac nation*. Die Autorin berichtet im gnadenlosen Bekenntnisstil über ihre *Prozac-Erlebnisse*, und damit man merkt, daß sich die Substanz mit einem hippen Lebensstil (zu dem dann auch die Depression gehört) verträgt, beginnt jedes Kapitel mit einer Zitatzeile „classic rock".

Die Depression in Amerika unterscheidet sich kaum von der, die in anderen Gegenden auftritt, aber sie wird, weil das soziokulturelle System eben anders funktioniert, auf besondere Weise gepflegt. Wie jedes Phänomen wird sie hier isoliert und für sich auf den (praktischen) Begriff gebracht. Symptom ist der Kampf gegen die kulturinduzierte Degeneration des Körpers, die natürlich überall stattfindet, aber hier mit Hilfe besonderer Maschinen, auf denen man geht und Treppen steigt, ohne vom Fleck zu kommen, bekämpft wird. Hinter vielen Formen us-amerikanischer Krisenaufarbeitung steckt der ungeheure Glaube an die Kraft und Fähigkeit des Individuums, sich selbst an die Kandare zu nehmen, wobei DIE Formel für den eigenen Weg zum Heil wohl am besten mit den Worten „12 steppers" zu beschreiben ist (wieso 12, wo doch die 10 Gebote nur 10...). In einer Ökonomie, wo sich jeder nur auf sich selbst verlassen kann (und wo man durch ein wenig Nachlässigkeit schnell unter die Räder gerät) sind die Selbsthilfebücher tatsächlich hilfreicher als die Revolution. Nur muß sich der Pragmatismus, der so zur Religion wird, beständig in neuen Krisen bewähren, wodurch die Depression aufhört, lokalisierbar zu sein und zum Leiden an einer verallgemeinerten und dauernden Erregung wird. Deshalb gibt es hier dann eben eine richtige Depressionskultur, mitsamt ihren Depressions-Witzen und -Sarkasmen.

Prozac (so wie's hier diskutiert wird) hilft den Leuten, noch zu funktionieren, wenn ihnen der Sinn des Stolperns von einer Krise zur nächsten abhanden kommt. Dasselbe mit der Therapie, die hier auch zur Lebensaufgabe wird. Das alles wäre ganz einfach zu widerlegen mit dem Hinweis, daß man sich nichts vergibt, wenn man ab und zu ein bißchen deprimiert ist. Doch gegen dieses sich Rausschleichen aus dem Problem gibt's dann den Begriff der klinischen (endogenen) Depression. Nichts ist sicher, aber vielleicht handelt es sich dabei nur um ein besonders fieses Dispositiv der Macht, das noch auf seinen Foucault wartet.

Texte zur Antisemitismus-Diskussion

Damit nichts Äh

Antisemitische Ressentiments zu äußern, galt in der politischen „Kultur“ der Bundesrepublik lange Zeit als tabu. Und zwar nicht deshalb, weil sich hier alle den von Adorno formulierten kategorischen Imperativ zu eigen gemacht hätten, „Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“. Sondern weil jeder, der offen antisemitisch auftrat, nur allzu deutlich die unveränderten Strukturen der gesellschaftlichen Vorstellungen von „den Juden“ offengelegt hätte. Im „wiedervereinigten“ Deutschland mit seinem neuen und auftrumpfenden Nationalstolz ist von solchen Rücksichtnahmen weniger zu spüren. Das antisemitische Geheimnis wird jetzt ungezwungener ausgeplaudert, und das nicht nur von den Rechten.

In der Sommer-Nummer der Berliner Zeitschrift *bahamas* zeigt die Gruppe *ak kassiber,* wie das klassische Vorurteil gegen „den ewigen Juden“ weite Teile der Presseberichterstattung zur Politik des israelischen Staates bestimmt, von der FAZ bis zur Jungen Welt. Während aber das antisemitische Ressentiment aus den gedrechselten und sich „differenziert“ gebenden Formulierungen der bürgerlichen Öffentlichkeit noch mühsam dechiffriert werden muß, tritt es an anderer Stelle ungeniert zutage. Die *bahamas* zitieren aus dem Protokoll eines Treffens süddeutscher „Antiimperialisten“, in dem es unter anderem heißt: „Indem Auschwitz als das größte Verbrechen herausgehoben werde, werde es unmöglich gemacht, dem andere Opfer und Verbrechen des Imperialismus entgegenzustellen.“ „Das Besondere an Auschwitz sei doch auch gewesen, daß zum ersten Mal in der Geschichte Weiße massenhaft vernichtet worden seien. Insofern sei die Betonung der Eimaligkeit der Judenvernichtung auch eine metropolitane Geschichtssicht, denn wer rede von den systematischen Völkervernichtungen in den USA oder anderen Ländern.“

Wie kurz der Weg vom Antizionismus zum Antisemitismus und vom antiimperialistischen zum nationalrevolutionären Weltbild ist, zeigt Thomas Haury in seinem Nachwort zu Leon Poliakov: Vom Antizionismus zum Antisemitismus, Freiburg: ça ira, 1992. Der linke Antizionismus, der vorgibt, sich auf der Seite der unterdrückten PalästinenserInnen gegen den „Imperialismus“ und „Kolonialismus“ des israelischen Staats zu wenden *(„Israel muß weg“, Interim 1992),* ist dem völkischen Antisemitismus der Nazis nicht nur oberflächlich (z.B. durch das Gefasel von einer *zionistischen Verschwörung*) verbunden.

Haß auf das, was keine Identität hat

Schon Ende der siebziger Jahre hat Moishe Postone in einem langen Artikel zu Antisemitismus und Nationalsozialismus darauf hingewiesen, daß die Besonderheit des modernen Antisemitismus nur zu erfassen ist, wenn man ihn als fehlgeleitete und verkürzte antikapitalistische Revolte begreift. Das antikapitalistische Ressentiment empfindet die kapitalistischen gesellschaftlichen Beziehungen als abstrakt und entfremdet, aber weil es den komplizierten Zusammenhang der warenproduzierenden Gesellschaft nicht durchschaut, heftet sich seine Wut an die oberflächlichste Erscheinungsformen des Abstrakten und personfiziert sie in der Gestalt „des Juden“. In einer fetischistischen Aufspaltung wird die „Arbeit“ (mit all ihren Assoziationen von konkreter, handfester Tätigkeit) als das nichtkapitalistische Moment verstanden und der Seite des „Guten“ zugeschlagen, während das „Geld“, das dem Kapital“: Selbst die abstrakteste Arbeit in der taylorisierten Industrieproduktion wird hier als rein gegenständlicher, quasi handwerklicher, vom Kapital ablösbarer Prozeß idealisiert, dem auf der anderen Seite als Inkarnation des Abstrakten und Bösen das „parasitäre“ Finanzkapital gegenübersteht. Aufbauend auf einer langen, vom christlichen Antijudaismus bestimmten Geschichte, die das Judentum mit der Flüchtigkeit des Geldes identifizierte, findet hier die antikapitalistische Rebellion ihre Verbindung zum antisemitischen Ressentiment. Der eigenen Gemeinschaft, die als geschlossen die Abstraktheit, Kompliziertheit und Flüssigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen repräsentiert, innerhalb des antisemitischen Welterklärungsschemas der Seite des kapitalistischen Bösen zugehört. Dieses geläufige (und auch in den linken Fetischisierungen von Kapital als Geldkapital und von Arbeit als heroischer, schöpferischer Tätigkeit wiederkehrende) Mißverständnis der kapitalistischen Vergesellschaftung manifestiert sich in der NS-Ideologie als Gegenüberstellung von „schaffendem und raffendem Kapital“: Selbst die abstrakteste Arbeit in der taylorisierten Industrieproduktion wird hier als rein gegenständlicher, quasi handwerklicher, vom Kapital ablösbarer Prozeß idealisiert, dem auf der anderen Seite als Inkarnation des Abstrakten und Bösen das „parasitäre“ Finanzkapital gegenübersteht. Aufbauend auf einer langen, vom christlichen Antijudaismus bestimmten Geschichte, die das Judentum mit der Flüchtigkeit des Geldes identifizierte, findet hier die antikapitalistische Rebellion ihre Verbindung zum antisemitischen Ressentiment. Der eigenen Gemeinschaft, die als geschlossen und von konkreten Beziehungen („Blutsbanden“) durchzogen vorgestellt wird, stellt die völkische Ideologie die Gestalt des Juden entgegen, in der die gesamte Unruhe und Krisenhaftigkeit der kapitalistischen Vergesellschaftung, ihre abstrakten Erscheinungsformen personalisiert sind: räumliche Ungebundenheit, abstraktes Geld, abstraktes Recht, abstrakte Vernunft. Es liegt in der Logik dieses völkischen Antikapitalismus, dieses störende Moment des Abstrakten auszulöschen. Die systematische, fabrikmäßige Vernichtung des europäischen Judentums, so Postone, ist das Resultat einer „grotesken arischen ‘antikapitalistischen’ Negation“: „Auschwitz war eine Fabrik zur ‘Vernichtung des Wert’, d.h. zur Vernichtung der Personifizierungen des Abstrakten.“

Die Beiträge der bahamas folgen dem Ansatz von Postone. In einer Kritik von Daniel J. Goldhagens Buch: *Hitler's Willing Executioners* versuchen Stefan Vogt und Andreas Benl darüber hinaus zu klären, was in Postones werttheoretischer Ableitung keine Berücksichtigung findet: warum kapitalistische Vergesellschaftung gerade in Deutschland einen so mörderischen Antisemitismus

hervorgebracht hat:
„Dies rückt für die Erklärung des deutschen Antisemitismus den deutschen Staat in zweifacher Weise in den Mittelpunkt: einmal als institutioneller Organisator des antisemitischen Projekts, sodann als Gravitationszentrum der Subjektform, die den völkischen Wahn ausbrütet."
Wie aber die Ausbildung einer spezifisch deutschen, völkisch und aggressiv antisemitisch orientierten Subjektform mit der besonderen Entwicklung von Staat und Staatsbürgertum zusammenhängt, wird hier nur in sehr allgemeinen Begriffen angedeutet:
„In Deutschland stößt das nach völkischer Identität

allemal und endgültig. Die Raserei gegen das in den Juden imaginierte Nichtidentische und dessen unwiderrufliche Vernichtung sollte der Schlüssel zur Identität sein."

Auch die Beiträge des von M. Werz herausgegebenen Bandes *Antisemitismus und Gesellschaft (Frankfurt: Verlag Neue Kritik, 1995)* versuchen, die Analyse des modernen Antisemitismus mit einer radikalen Kritik der Gesellschaftsform zu verbinden, die ihn hervorbringt. Postones Aufsatz ist hier in einer überarbeiteten Fassung wieder abgedruckt. Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit den verschiedenen Formen der „Vergangen-

auf sie projiziert, teilweise in ihrer Existenzform angelegt, besteht darin „inkarnierte Ambivalenz" zu sein, was ungefähr das Gleiche meint wie Adornos „Nichtidentisches": das, was sich der Ordnung und der Identität entzieht. Innerhalb einer Welt, die ihre Vorstellungen von „Identität" an die Ordnung eines festen Territoriums und eines kompakten Volkskörpers knüpft, wird die Existenz der Juden, deren Kultur sich nicht auf Territorialität gründet, als „unheimliche, verwirrende und beängstigende Ungereimtheit" empfunden. Die Ambivalenz zieht wütenden Haß auf sich, nicht nur weil sie dem Bedürfnis nach Ordnung,

moderner Existenz durch übersichtliche Sinnzusammenhänge und gemeinschaftliche Verwurzelungen ersetzen wollen. Erstaunlicherweise findet sich in dem Buch auch ein aus der Perspektive des amerikanischen Kommunitarismus geschriebener Beitrag, der gerade dies als einzig wirksames Rezept zur Überwindung des Antisemitismus ausgibt. Der Autor, Michael Lerner, beklagt, daß Individualismus und Egoismus der Marktgesellschaft die „übergreifenden Sinngemeinschaften" aufgelöst und in den Menschen ein Gefühl von „zunehmender Entfremdung und Unerfülltheit" hinterlassen hätten. Weil die Linke es versäumt hat, einen „alternativen Bezugsrahmen von Sinn und Zweck zu formulieren, der explizit dazu diente, gegen die Selbstsucht und den Konsumismus des größten Teils der Gesellschaft anzugehen", seien - auf der Grundlage bestehender antisemitischer Vorurteile - die politischen und ökonomischen Machteliten in der Lage gewesen, die allgemeinen Gefühle von Entfremdung und Sinnlosigkeit "so zu manipulieren, daß die Juden beschuldigt wurden, der Grund für die Unterminierung des

Menschen nach Gemeinschaft" zu stillen und „Sinngemeinschaften anzubieten(!), welche die Sinnbedürfnisse der einzelnen ansprechen und dies in einem fortschrittlichen Sinne tun". Sinngemeinschaften zu konstruieren, "ohne auf Rassismus, Sexismus, Homophobie oder Antisemitismus zurückzugreifen", dürfte allerdings nicht so einfach sein. Denn jede Formierung von Gemeinschaft unter dem Zeichen irgendeines Sinns, auch wenn er sich noch so edel präsentiert (hier sind es die „spirituellen und ethischen Bedürfnisse"), beruht auf einer Operation des Ausschlusses: Der Unsinn muß draußen bleiben. Die, die ihn repräsentieren, werden im besten Fall schräg angeschaut, im schlimmsten Fall vernichtet: „Ambivalenz ist das, auf dessen Eliminierung alle ordnende Aktivität hofft und sich eingeschworen hat. [...] Die Marginalisierten jeder Gesellschaft [...] sind jene, die das 'Tabu brechen', die das brechen, was nicht gebrochen werden darf, wenn die Gruppe in ihrer Gesamtheit ihre Identität bewahren will. Die Zerstörung solcher Marginalisierten, ob physisch oder symbolisch, ist ein

ches geschehe

Die Auslöschung der Ambivalenz

schreiende Subjekt seit jeher auf besonderes Entgegenkommen staatlicherseits. Der Schritt vom Volksstaat zum Volksgemeinschaftsstaat, der diese Identität zu garantieren verspricht, erfolgte schließlich in dem Augenblick, in dem die Labilität des bürgerlichen Subjekts in seine offene Krise umschlug. [...] Der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit sollte im nationalsozialistischen Staat nicht mehr nur ausgeglichen, sondern ganz zum Verschwinden gebracht werden. [...] Nicht mehr nur vorübergehend und auf Widerruf sollte dem Subjekt Subjektivität und Identität zukommen, sondern ein für

heitsbewältigung" in Deutschland und Israel und was sie über die Gegenwart verraten. Aus einer eher sozialpsychologischen Perspektive betrachtet Zygmunt Baumann Antisemitismus wie Philosemitismus als Erscheinungsformen eines grundlegenden, in der europäischen Kultur festgeschriebenen "Allosemitismus": die „Praxis, Juden als von allen anderen radikal verschiedene Menschen auszugrenzen."
Die Überhöhung wie die Erniedrigung von Juden ist nur auf der Basis dieser Konstruktion von radikaler Verschiedenheit möglich.
Die radikale Verschiedenheit der Juden, teilweise

Sicherheit und überschaubaren Verhältnissen entgegensteht, sondern auch weil sie die verdrängte Sehnsucht nach dem Ausbruch aus der Ordnung wachhält:

„Ambivalenz ist Ambivalenz hauptsächlich deshalb, weil sie nicht ohne ambivalente Gefühle betrachtet werden kann:
Sie ist gleichzeitig anziehend und abstoßend, sie erinnert einen daran, was man gerne wäre, aber zu ängstlich ist, zu sein."
Das sollte mißtrauisch machen gegenüber allen Versuchen, die die Ambivalenz und Komplexität

Gemeinschaftssinnes, der Solidarität und gegenseitigen Fürsorge zu sein."
So bestehe die dringendste „Aufgabe der Linken und zugleich der effektivste (!) Weg, Antisemitismus zu bekämpfen", darin, den elementaren „Hunger der

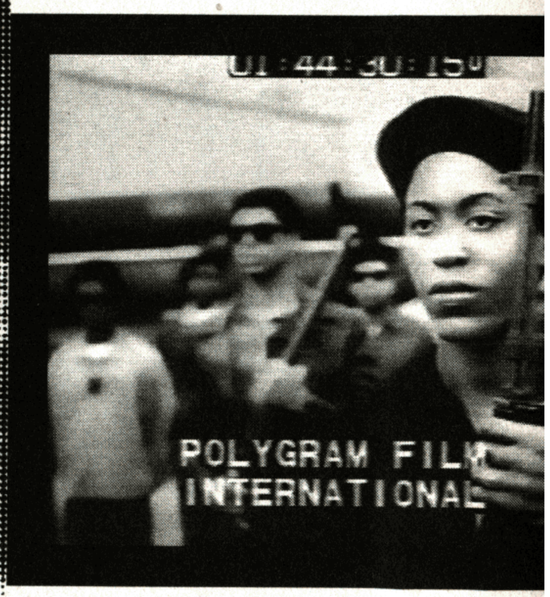
kreativer Akt. Ihre Auslöschung (vor der Auslöschung die Ausgrenzung, vor der Ausgrenzung die Verurteilung, vor der Verurteilung die Stigmatisierung) ist die Konstruktion von Ordnung." (Zygmunt Baumann)

What's missing?

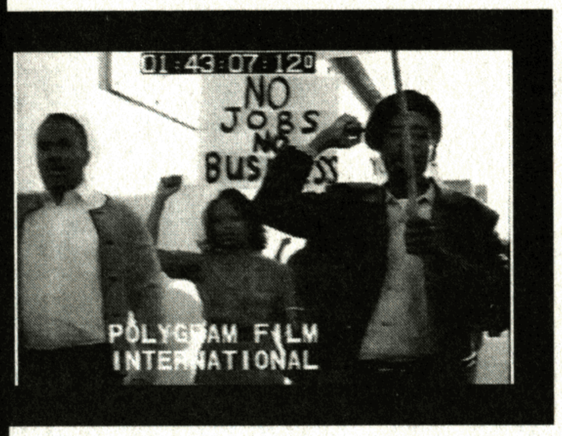
In den letzten eineinhalb Jahren liefen in den Münchener Kinos mit großem Erfolg drei Filme, die sich jeweils auf eine bestimmte Jugend- oder Subkultur bezogen: ***Kids*** *spielt in der Skaterszene rund um den Washington Square Park in Manhattan,* ***Haß*** *in MigrantInnen-Milieus der Pariser Banlieues und* ***Trainspotting*** *in der Fixerszene von Edinburgh.*
Alle drei Filme heroisieren die männliche, adoleszente Sozialisiation als „rivalisierende Jugendbanden". Mädchen tauchen nur dann auf, wenn unter den Jungens ein Problem entsteht, das sie alleine nicht lösen können: Sex.

Danach verschwinden sie wieder. Ihre Geschichte wird in keinem der Filme fertig erzählt. Frauen haben keine eigene Geschichte. Sie werden zur Marginalie im Leben der jungen Männer. Zumindest sehen das die jungen Männer so und die Regisseure, Produzenten etc., für die das „Leben mit Rock'n'Roll" zur Basis ihres subkulturellen Kapitals wurde, an dessen Ecken und Enden sich noch viele wunderbare Plots abzwicken lassen werden.

Zur selben Zeit suchte man in den Münchener Kinos vergeblich Mario van Peebles Film



Panthers. Auch die letzten drei Spike Lee-Filme *Crooklyn, Clockers* und *Girl 6* waren entweder gar nicht oder nur ganz kurz zu sehen, von anderen Produktionen des Black Cinema in der Nachfolge von *Boyz In the Hood* und *Menace 2 Society* ganz abgesehen. Nur die Soundtrack-CDs sind gelegentlich in diversen „Musikwelten" zu finden. Das Black Cinema taucht selbst ausschließlich als Farce mit *Dangerous Minds* und als exemplarische Hollywood-schnulze mit *Waiting to Exhale* auf, in der schwarze Frauen



zwar dominant und sehr positiv dargestellt werden, gleichzeitig aber in ihrer Wirkung auf die Aktivierung der Tränendrüsen beschränkt bleiben.

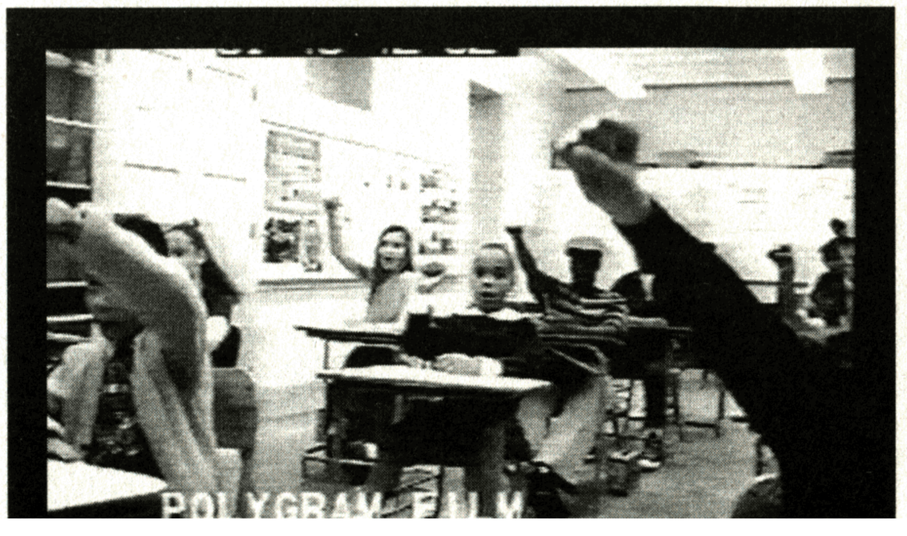
Kids, Haß und *Trainspotting* sind keineswegs gleichwertige Filme. Reale Gewaltverhältnisse deuten sich einzig in *Haß* an. Die Sozialisation von jüdischen, maghrebinischen und afrikanischen Jugendlichen vollzieht sich im Kontext verheerender 70er Jahre Banlieue-Urbanisierung und unter dem Druck immenser staatlicher Repression. Die Szenen mit den großen Straßenschlachten verwenden hauptsächlich authentisches Material. Auch die Konflikte unter den verschiedenen MigrantInnen-Gruppen werden nicht beschönigt, und der große Showdown am Ende des Filmes hat nichts Versöhnliches. *Trainspotting* hingegen lebt von Anfang an vom Hype, BritPop als Film zu sein. Zumindest der Soundtrack hält dieses Versprechen, was immer man sonst auch davon halten will. Fixerelend als Pop-Szenario, das den realen Kontext ausblendet. Immerhin, es wird auf das moralische Anti-Drogen-Gewäsch verzichtet. An seine Stelle tritt eine opulente, witzige und schnelle Phantasie über das Durchgeknallt-Sein, über die Sucht als unbändiges, transgressives Begehren voller Kacke und Blut. Supercool ist der Schluß, als der Held, endlich clean, nach dem großen Deal genug Geld für Urlaub, Auto, Fernseher, Kinder, Kühlschrank, und alles, was er fürs Spießerleben braucht, abzockt.

Als langer, schwüler Nachmittag eines Fauns des Künstler-Fotografen Larry Clark kommt *Kids* daher. Unter ihnen will er authentisch gelebt haben, und doch projiziert er nur seine sexuellen Phantasmen auf sie. Der Film wirkt, als habe Clark bloß die Aufschneidereien der Jungen ernstgenommen. Unsäglich ist schließlich die vollkommen ästhetisierte Vergewaltigung gegen Ende des Films, die der Regisseur „einfühlsam" aus der Sicht des Täters nachvollziehbar macht.

Auch *Hackers* ist in diesem Zusammenhang vergleichbar. Die Cyberspace-Subkultur trifft hier auf einen der ihren, der längst die Seiten gewechselt hat und lange Zeit unbesiegbar scheint.... Optisch lebt der Film von der Überschneidung virtueller Computerbilder mit den realen urbanen Räumen, speziell den ultrachicen Szenekneipen. Unter den vier HeldInnen ist diesmal eine Frau. Zu Beginn werden ihr sogar einige Triumphe gegönnt, um danach nur umso sicherer buchstäblich „in Liebe" unterzugehen.

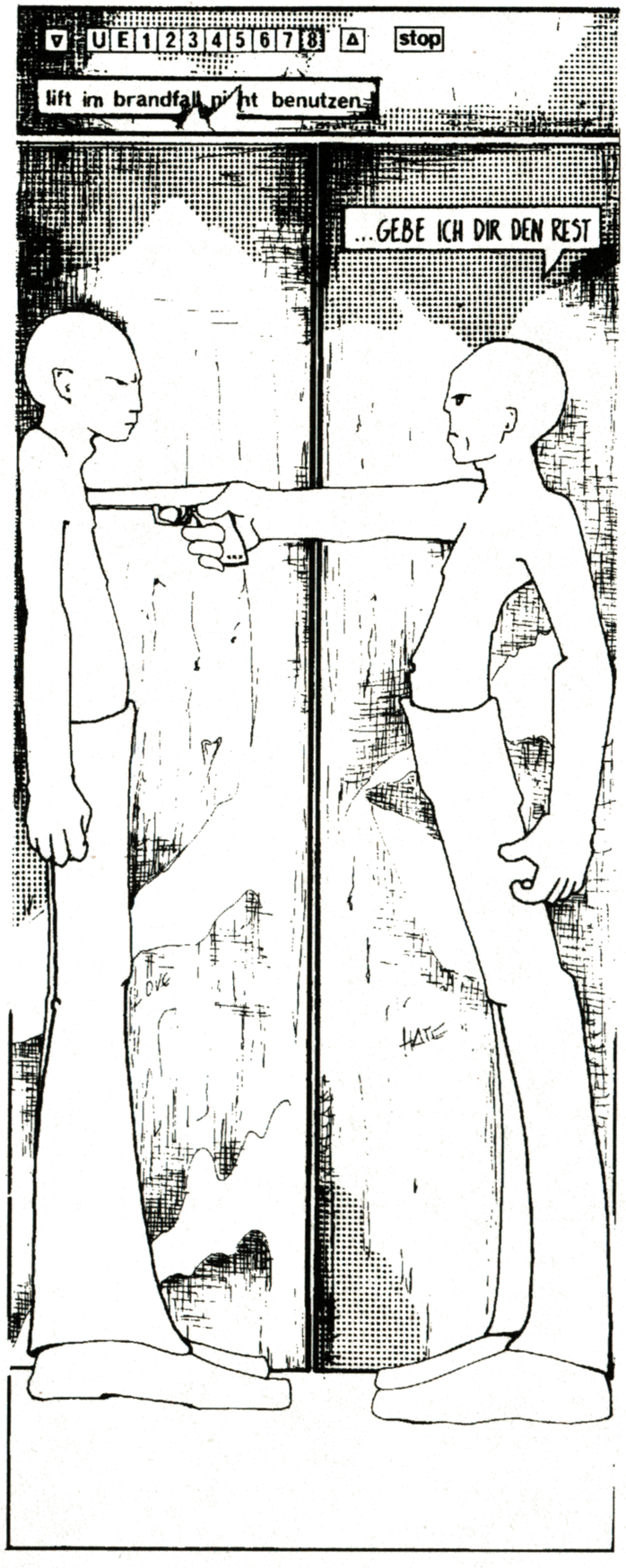
Männliche Jugendliche gelten in all diesen Filmen als Agenten sozialen Wandels, der am Ende unterschiedlich aufgelöst wird: resignativ, apokalyptisch bei *Hass;* individualistisch-libertär bei *Trainspotting* und *Kids* und üblich bei *Hackers,* d.h. wie in Kathrin Bigelow-Filmen und anderen Hollywood Trash-Produktionen, nämlich „gut", normal, als heile Welt etc. Nur *Haß* zeigt Szenen der neunziger Jahre zu den Bedingungen eines verschärften Klassenkampfs von oben. Alle anderen Filme wühlen in den Mythen der Subkultur um urbane Survivalpotentiale, an denen nichts mehr widerständig ist. Speziell *Trainspotting,* das den Slacker-Filmen soviel verdankt, glorifiziert durch Ironie den individuellen Ausweg der „I'm a loser, baby"-Generation.

Spezifische soziale Kämpfe, Auseinandersetzungen und deren Theoriebildung, die den Bereich „Cultural Studies" seit den 60er Jahren entstehen ließen, werden in allen diesen Filmen radikal ausgeblendet. Selbst *Haß* bleibt letztlich eine Milieu-Studie. „Cultural Studies" als eine Art ‚Theoriepop' hingegen wird begierig aufgenommen und entsprechend filmisch verwertet. Akademische Diskurse reflektieren in diesem Fall nicht nur Erzeugnisse der Popkultur, sondern regen diese mehr oder weniger direkt an und bauen ihnen vor. Bei der Umsetzungs- und Anpassungsarbeit an die Wirklichkeiten der Filmproduktion gehen allerdings deren feministische und antirassistische Fragestellungen vollkommen verloren. Dieser Differenz verdankt sich auch das Fehlen der Filme des Black Cinema auf dem Spielplan der Münchner Kinos.



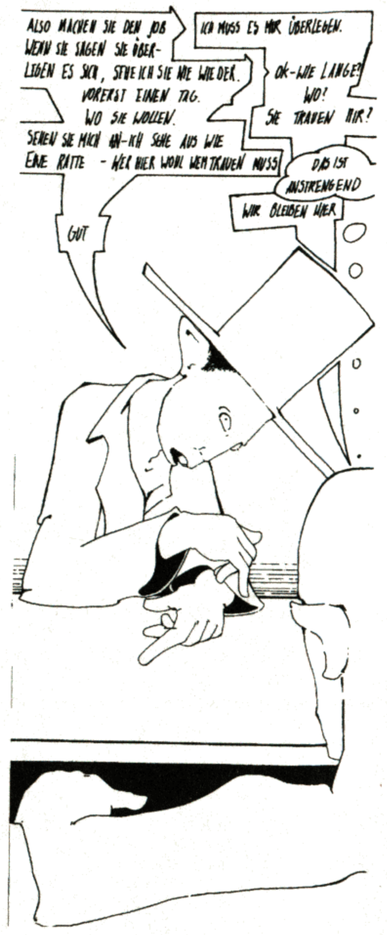
Die Unbestechlichen

Spezialeinheit verschärft den Kampf gegen Kultur und Politik



Um jede Verwechslung mit der gleichnamigen SPIEGEL-Beilage auszuschließen, hat sich die SPEZIAL jetzt den Untertitel *Zeitschrift gegen Kultur und Politik* gegeben. Daß die Zeitung von einem *Verein zur Förderung der politischen Kultur* herausgegeben wird, irritiert nur Toren, die sich mit dem Vereinsrecht nicht auskennen. Mit 1000 bis 1500 Exemplaren, jetzt im Buchformat und mit schickem (aus spaßimmanenten Gründen sind wir geneigt zu sagen: postmodernem) Layout, wendet sie sich, wie die 17ºC, deren Redaktion zum Teil zur SPEZIAL abgewandert ist, an nichts geringeres als „den Rest“: jenen Teil der Linken, der sich weder vom Wiedervereinigungstaumel noch durch großzügige Offerten aus dem Kulturbetrieb von der Aufgabe des Revolutionärs und der Revolutionärin abhalten läßt, die noch immer darin besteht, die Revolution zu machen. Doch die Umstände sind im Augenblick nicht so, daß diese Aufgabe geradewegs angegangen werden könnte. Da müssen erstmal einige falsche Ansichten in der Linken bereinigt werden. So verwendet die SPEZIAL, *Zeitschrift gegen Kultur und Politik*, ihr ganzes Herzblut auf das Outen „kulturlinker“ Karrieristen, die nichts anderes im Sinn haben, als das in politischen und subkulturellen Zusammenhängen erworbene symbolische Kapital meistbietend zu Markte zu tragen. Stellvertretend für alle, „die versuchen durch eine gewisse Nähe zur linken Szene authentisch zu werden“, fungiert hier als strategischer Hauptfeind *Die Beute*, eine von, wie Spezialisten wissen, „kulturell völlig unerfahrenen Uni-Linken“ herausgegebene *Zeitschrift für Politik und Verbrechen*. Nachdem schon bisher keine 17ºC ohne *Beute*-Dissing auskam, schreibt die SPEZIAL diese Tradition auf zwei Seiten + einer Fußnote fort: „Interessant ist, wie rasch die bündnistaktische Beflissenheit und das anerkennungssüchtige Begehren der ‘Beute’, die das (Teil-) Haben-Wollen ja schon im Titel führt, beim radikalen Konformismus endet.“

Interessant, interessant. Noch spannender allerdings die Frage, wie die SPEZIAL, die das Besonderssein(-Wollen) ja schon im Titel führt, ihren eigenen Ort im Kulturbetrieb bestimmt. Auf spannende Fragen dialektische Antworten: „Man muß an der Kultur teilhaben und nicht teilhaben.“ Hat Adorno gesagt. Bei der *Beute*, bei SPEX, und allen, die nach Ansicht von SPEZIAL ihren Frieden mit der Kultur gemacht haben, verhält es sich so: Sie haben an der Kultur teil (oder wollen es zumindest) und wildern in den Gefilden des noch nicht restlos Durchkulturalisierten, um dort subkulturelle Authentizitätsmarken einzusammeln und als Beute in die akademische Burg oder in die Kulturfabrik zu führen. Als Dank winkt dann ein Lehrstuhl für Cultural Studies oder ein Job bei MTV. Die radikale Gegenposition wäre: sich auskennen, nicht um Punkte zu sammeln im Kulturbetrieb, sondern um Kritik auf der Höhe der Zeit leisten zu können. Sich in der Kultur zu bewegen wie ein Spion im Land des Feindes: teilhaben am Herrrschaftszusammenhang der Kultur, um ihn zu zerstören. Das ist die Position, die SPEZIAL und 17ºC wohlwollend sich selbst zuschreiben. *Aber so wie Spione umgedreht werden können, läßt sich natürlich auch der Diskurs der radikalsten Kulturkritik noch umdrehen. Wo „Gegenkultur“ längst zum Spiel gehört, ist auch die Kritik kulturalistischer Illusionen unter Umständen nur ein weiteres Kultur-Angebot. So werden 17ºC und SPEZIAL nicht nur von RevolutionärInnen gelesen, sondern auch von solchen, die zur interessanten kulturellen Position die interessante antikulturelle Kritik suchen. Auch mit der Metakritik der Poptheorie läßt sich noch kulturelles Kapital verdienen. Und so werden eben nicht nur die „RadikalreformistInnen“ von der „Galerie-Fraktion“ (Büro Bert, Minimal Club)*, von der „Köln-Posse“ (SPEX, *Texte zur Kunst*) und der *Beute*-Redaktion kulturindustriell zur Teilnahme an Symposien, Radio-Talkshows oder Mainstream-Veröffentlichungen ermuntert, sondern ebenso die Autorinnen und Autoren der SPEZIAL, auch diese übrigens, ohne davon reich zu werden.



WERKSTATTKINO

BAHAMAS

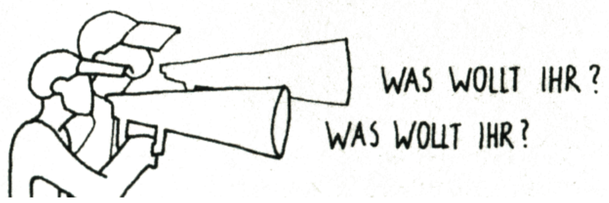
Nr. 20 – Sommer 1996

Schwerpunkt: Elemente des Antisemitismus

* Deutsche Antworten auf die soziale Frage *
* Linksradikale für kulturelle Erweckung *
*„Frieden" im Nahen Osten *
* Antiimperialismus und Antizionismus *
* Phantom Kollektivschuld *
* Goldhagendebatte *
* Deutschen Fernfuchtlern mißfällt Dayton *
* Kommunitarismus *
* 200 Jahre deutsche Intelligenz u.a.m *

Abonnement DM 18 für drei Ausgaben; Einzelpreis DM 6
(nur Vorauskasse / Briefmarken)

Fon/Fax: Berlin 030 / 623 69 44, Postfach 620 628,
10796 Berlin; Konto: E. Müller, Nr. 12005270,
Berliner Volksbank; BLZ 100 900 00

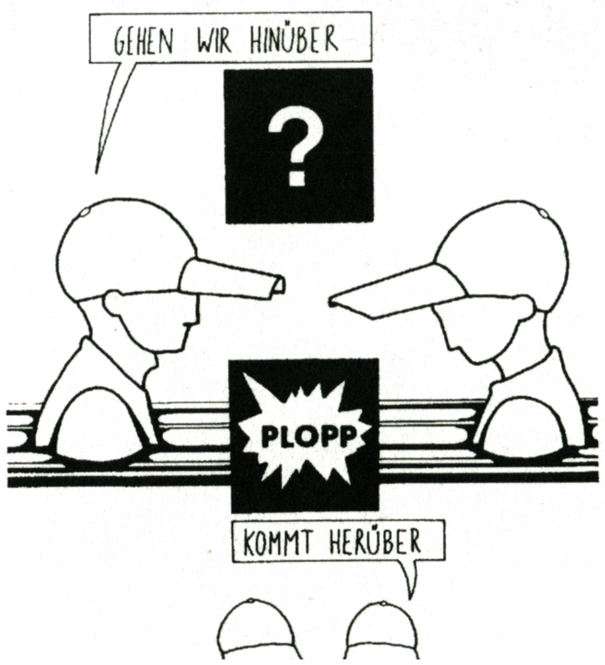


VIRUS
der Laden

Delicatessen / Ladengalerie

Ristorantino - Vinoteca - Caffeteria

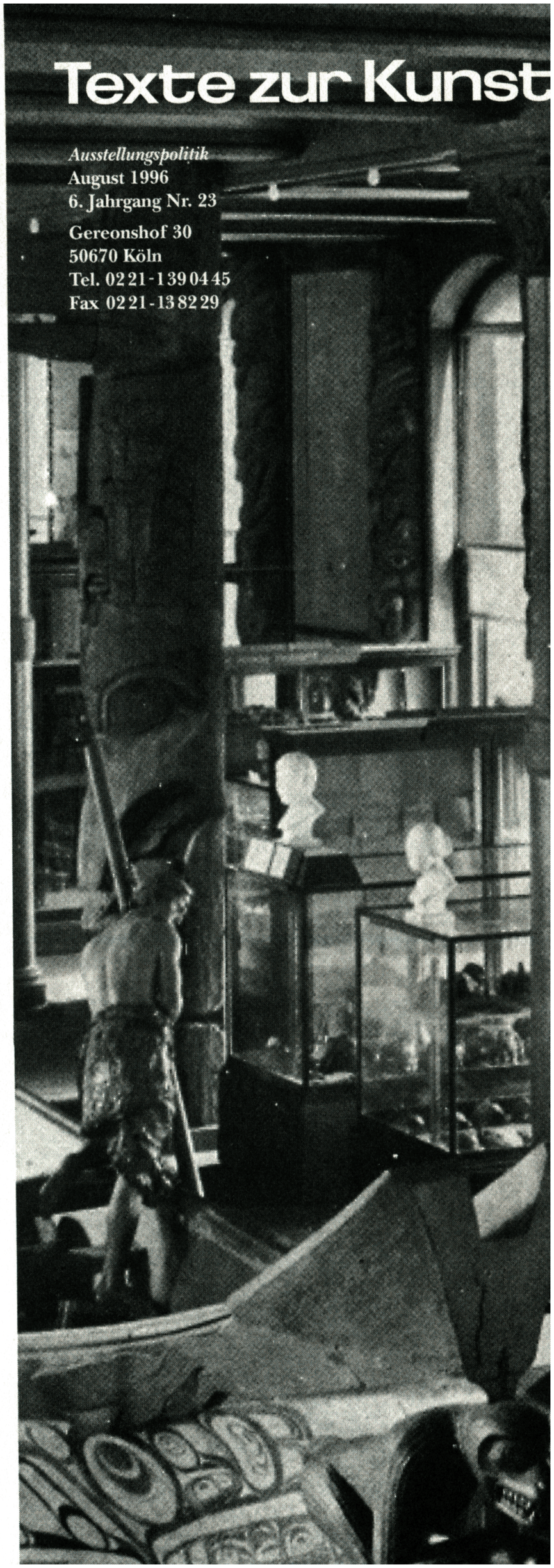
Augustenstr. 7 80333 München 089-595917



Texte zur Kunst

Ausstellungspolitik
August 1996
6. Jahrgang Nr. 23

Gereonshof 30
50670 Köln
Tel. 0221-1390445
Fax 0221-1382229

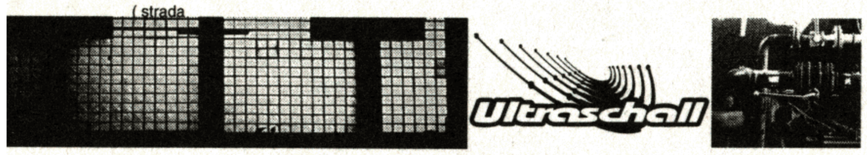


KASCHALL PROGRAMM OKTOBER 1996

II 02.10.96	SLAM DJ TOUR			
main floor		DJ ORDE MEIKLE	soma records	glasgow
		DJ STUART MCMILLAN	soma records	glasgow
		DJ NAUGHTY ferox records	ulm	
	FR 04.10.96	JUNGLE HYPNOTICA & OTHER VIBES		
wildstyle		DJ MIXMASTER MORRIS	rising high	london
		DJ BARBARA disko b	münchen	
techno floor		DJ N-DAKAR disko b	münchen	
		DJ MICHELLE GRINSER	disko b	münchen
	SA 05.10.96	QUALITÄTSSTEIGERUNG		
main floor		DJ A GUY CALLED GERALD	juicebox	london
		DJ CPT REALITY	optimal	münchen
		DJ LESTER optimal	münchen	
live pa		SIND sind records	münchen	
ambient floor		DJ MIXMASTER MORRIS	rising high	london
		DJ TELSTAR ultraschall	münchen	
FR 11.10.96	"ABUSE A CHEAP JOINT!" PRESENTS: BOULEVARD KNIGHTS featuring			
	MONDO SALSA 76			
	ERDEM TUNAKAN			
	PATRICK PULSINGER			
	KILLING OPTICS			
	WILDSTYLED SOUND			
	BLOWDRIED HAIRDO			

BREAKDANCE COMPETITION-SHITTY PRIZES - THIS IS A MONTHLY JOINT!!!

	SA 12.10.96	CLEAR VS. CHEAP NIGHT		
		DJ HALL UDELL	clear	london
live pa		CLATTERBOX clear	london	
		DJ PATRICK PULSINGER	cheap, morbid, disko b	wien
		DJ BARBARA disko b	münchen	
ambient floor		DJ ERDEM TUNAKAN	cheap, morbid	WIEN
		DJ CPT REALITY	optimal	münchen



KUNSTPARK OST, GRAFINGER STRASSE 6, AM OST-BAHNHOF MÜNCHEN ++49-89-49002150

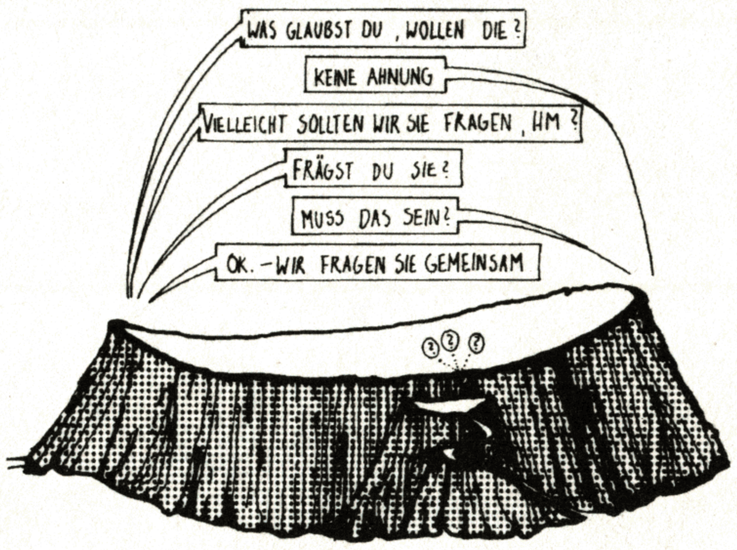
	FR 18.10.96	POMELO LABEL NIGHT		
wildstyle		DJ SLACK HIPPY	POMELO	WIEN
		DJ MONIKA KRUSE	ULTRASCHALL	MÜNCHEN
techno floor		DJ DAN LODIG POMELO, TENSION		WIEN
		DJ TANKRED POMELO	WIEN	
live pa		FARMERS MANUAL	MEGO	WIEN
	SA 19.10.96	SATIVAE NIGHT		
main floor		DJ NEIL LANDSTRUMM EDINBURGH	TRESOR, PEACEFROG	
		DJ DAVE TARRIDA	SATIVAE	EDINBURGH
		DJ STEVE GLENCROSS	SATIVAE	EDINBURGH
live pa		TOBIAS SCHMIDT	telepathic records	edinbourgh
		DJ HELL disko b	münchen	
ambient floor		DJ DUCK 'N' HORST	ultraschall	münchen
	FR 25.10.96	MATERIALKONTROLLE		
wild style		DJ DEPTH CHARGE	vinyl solution	london
		DJ ABE DUQUE tension, disko b	new york	
techno floor		DJ ACID MARIA	ultraschall	münchen
		DJ LESTER optimal	münchen	
	SA 26.10.96	ELEKTRO BUNKER		
main floor		DJ ELECTRIC INDIGO		wien
		DJ BIZZ O.D. force inc	new york	
		DJ TINA 303 now records	wien	
		DJ MATE GALIC	taktik	köln
		DJ BIANCA house attack	köln	
		DJ MONIKA KRUSE	ultraschall	münchen
		DJ BEN ADLER electro bunker	köln	
live pa		KHAN & WALKER	disko b, harvest	köln
live pa		BEROSHIMA acid orange	berlin	
jungle floor		DJ ORIGINAL AKI	electro bunker	köln
		DJ SOULSLINGER	liquid sky	köln
		DJ PETA liquid sky	köln	
		DJ RABBEAT electro bunker	köln	
ambient floor		THE BIONAUT harvest	köln	
		HOLGER CZUKAY	ex can	köln
		STROBOCOP liquid sky	köln	
		UPSTART disko b	münchen	
		PIERROT PREMIER	liquid sky	köln
	DO 31.10.96	PROTAGONISTEN NEUER MUSIK		
main floor		DJ JUAN ATKINS	METROPLEX, TRESOR	
detroit				
		DJ MICHELLE GRINSER	DISKO B	münchen
		DJ N-DAKAR DISKO B	münchen	

visuals JEDEN SA ULTRASCHALL CLUB TV SABOTAGE TV-MIX,

INTERIM

Wöchentliches Berlin-Info

Kontakt: Interim e.V. Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin



An Kiosken, in Kneipen, im Abo

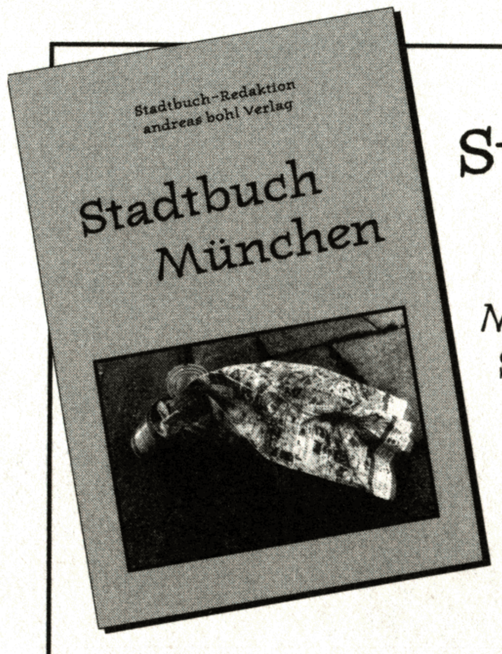
Gegen die allgemeine Verblödu

• informat
• interakti
• subversi

STADTRATTE

Zeitung für und gegen München

Abobestellung an STADTR
Postfach 22 11 14, 80501 M
6 Ausgaben frei Haus für 3



Stadtbuch München

München aus der Sicht von unten

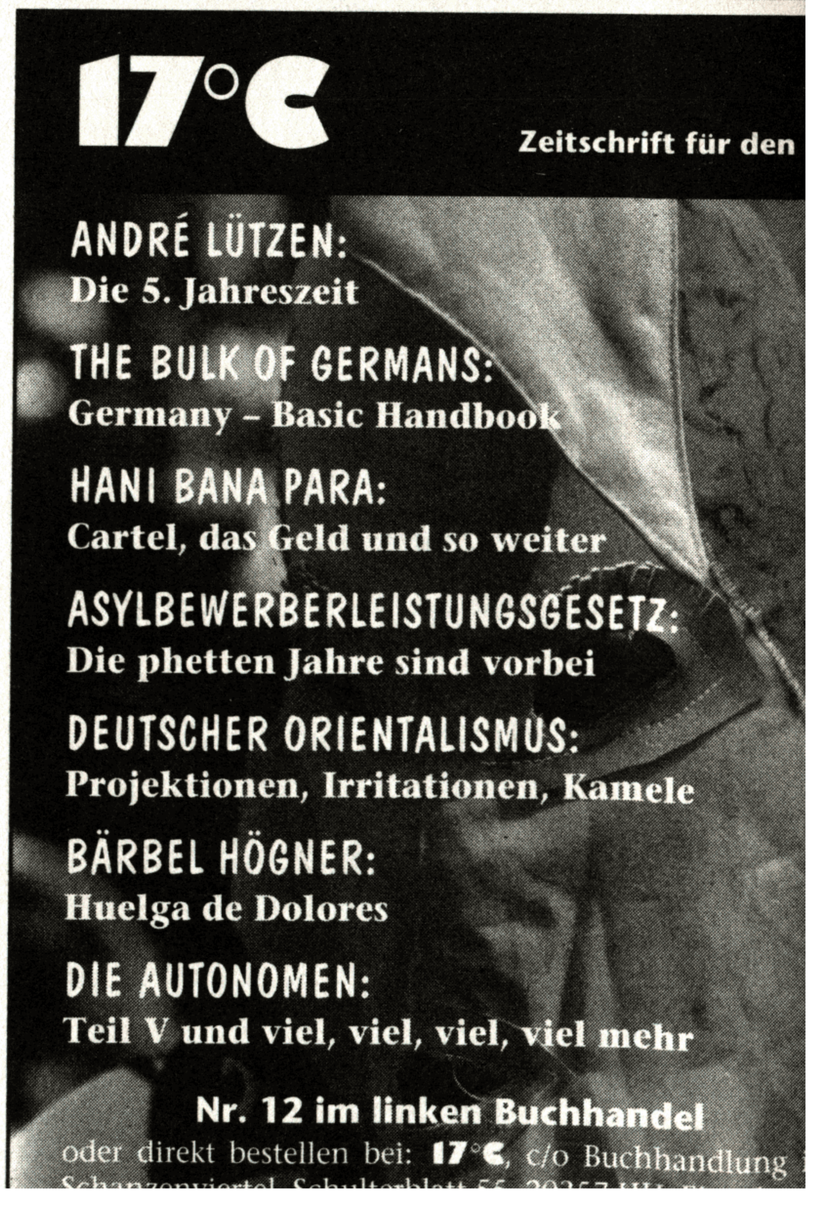
Ab September erhältlich!

ISBN 3-980-1594-50

★Geschichte ★Stadtteile ★Initiativen
★politisches und kulturelles Leben
★viele Tips und Adressen u.v.m.

450 Seiten für 19,80 DM im Buchhandel

andreas bohl Verlag,
Weißenburger Str. 17/II,
81667 München



Pay now, hate later.

Für die 5 schnellsten AbonnentInnen die kriminelle Superprämie: *Vier Hände* von Ignacio Paco Taibo II. Das Geschenk für **die Saumseligen:** Eine beseelende Extra-Überraschung von Reinhard DJ Jellen.

Abonniere Hilfe!

ich bestelle:

Name _____

Straße _____

PLZ _____

☐ vier Ausgaben Hilfe.(incl.Porto)

☐ Inland: DM 25.-
☐ international DM 30.-
(jeweils Vorauskasse)

Ich zahle:

☐ per Überweisung auf das Vereinskonto „Moderne Welt“ München, Stadtsparkasse München, Kto. Nr.: 904237658, BLZ.: 70150000

☐ per Briefmarken an die Redaktionadresse

☐ per Cash an die Redaktionsadresse

_____
Ort, Datum Unterschrift

Erste Hilfe - Daiserstr. 34 - 81371 München

Impressum
Oktober 96

Herausgeber:
Verein „Das ist die moderne Welt“,
Daiserstr. 34, 81371 München

Redaktion:
Katja Diefenbach, Helmut Draxler (V.i.S.d.P. für diese Ausgabe), Stephan Gregory, Reinhard Jellen, Pia Lanzinger, Ingrid Scherf, Jürgen Söder, Jan Strzelczyk, Hartwig Tesar

Postanschrift:
Daiserstr. 34, 81371 München
Tel. (089) 74 79 12 78
Fax. (089) 74 79 12 77
e-mail: s.gregory@link-m.de

Graphische Gestaltung:
Eva Dr.anaz

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Berliner Prozeßgruppe, Che-Hi Choi, Stephan Geene, Günther Hopfgartner, Oliver Marchart, Vanessa Redak

Dank an Münir Derventli - Drucktechnik; Jochen Fill - Fotos + Scans, Soft- + Hardware; Susi Klocker - Layoutunterstützung; Kulturreferat der Stadt München - Zuschuß zu den Druckkosten; Anita Leisz - Comics

Anzeigen:
Ute Marr
über die Redaktion:
Tel. (089) 74 79 12 78
Fax.(089) 74 79 12 77
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr.1 vom 1. Juli 96.

Druck:
Druckwerk München

no copyright movement

„Erste Hilfe“ erscheint vierteljährlich. Preis des Einzelheftes DM 5.- Das Abonnement für vier Nummern kostet im Inland DM 25.-, international DM 30.-.

Eigentumsvorbehalt:
Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitung solange Eigentum des Absenders, bis sie der oder dem Gefangenen persönlich ausgehändigt wurde. Zur Habe-Nahme ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Wird die Zeitung dem/ der Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist sie mit dem Grund der Nicht-Aushändigung an den Absender zurückzuschicken.

Es gibt viel zu feiern, aber nicht immer

Am 2. Oktober 1990, kurz vor Mitternacht, wollten ein paar nationale Fans in bekannter „Kein-Schöner-Land"-Stimmung im „Hippodrom" auf der Wies'n das Deutschlandlied, 3. Strophe, hören. Der „Hippodrom"-Wirt, Gastgeber der Münchner Sekt-Fraktion und aller, die nach 23 Uhr noch weitertrinken wollen, sagte „Nein". Danach gab's keine Einheitsmusi, sondern eine Schlägerei. Vor einem Jahr erinnerten sich einige Wies'n-Gäste an diese erfrischende anti-nationalistische Möglichkeit und warfen ihre Hendl-Reste auf Jörg Haider. Das ist uns am sechsten Jahrestag einen Champagner wert. Sonst nichts.

2. Oktober,
19 Uhr
Backstage, München
Antifa-Festival:
„Das Einheizfest"

Viel Spaß auf der Demo!
3. Oktober, 11 Uhr
Stachus, München
Motto: „Es gibt nichts zu feiern, aber viele Gründe zum Widerstand - Gegen die nationalen Einheitsfeiern am 3. Oktober in München"

3. Oktober,
18.30 Uhr
Gewerkschaftshaus,
Schwanthalerstr. 64,
München
Veranstaltung: „Einheitsopfer und -profiteure" mit Sarah Wagenknecht (PDS) und Jakob Moneta

Akademie goes FKK

An der Münchner Akademie der Bildenden Künste versucht das **F**orum **K**ritischer **K**ünstlerInnen, die Strukturen und Mechanismen von Hochschule und Kunstmarkt aus einer feministischen Perspektive zu hinterfragen. Im Sommersemester 1996 sprach die Kunsthistorikerin Ingrid Wagner-Kanthuser über das Berliner Künstlerinnen-Programm, die Fluxus-Künstlerin Alison Knowles stellte ihr Werk vor und im Wintersemester 96/97 wird der Qualitätsmythos in der Kunst anhand aktueller wissenschaftskritischer bzw. feminister Positionen untersucht.
Kontakt:
FKK, Tel/Fax: 089/3852-160.

free safwan eid

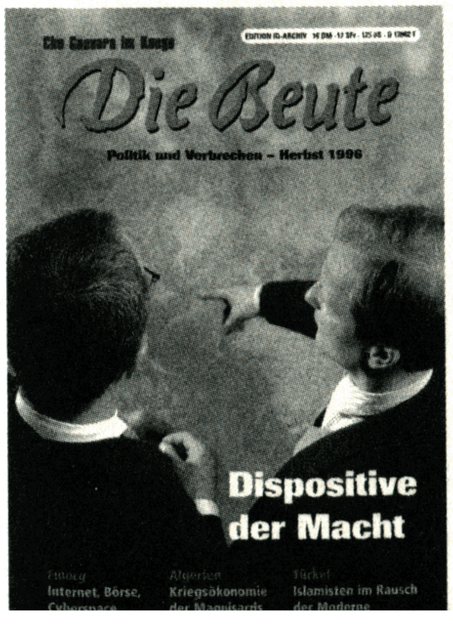
Free Safwan Eid

Seit 16. September steht Safwan Eid wegen des Brandanschlags auf ein Ausländerheim vor Gericht, bei dem im Januar in Lübeck 10 Menschen getötet und 38 verletzt worden waren. Safwan Eid und seine Familie wohnten ebenfalls im Haus. Die Ermittlungsbehörden sahen das Motiv für die Brandstiftung in angeblichen Zwistigkeiten unter den Bewohnern. Eine internationale unabhängige Juristenkommission hat der Lübecker Justiz schwere Versäumnisse vorgeworfen: Die Akten steckten voller Widersprüche, und wichtige Spuren seien nicht verfolgt worden. So waren vier Männer aus dem rechtsradikalen Spektrum gleich nach der Tat kurzfristig festgenommen worden, weil sie Brandspuren an Haaren und an den Händen aufwiesen. Die Begründung der Verdächtigen, sie hätten einen Hund angezündet, beziehungsweise per Feuerzeug den Tankstand kontrolliert, genügte. Man dachte lieber über Eids mögliche Motive nach: Schließlich habe „die Familie Eid keine Angehörigen im Feuer verloren und bewohne jetzt ein Reihenhaus", stand in der Presse. Unverhohlener als in solchen Vorverurteilungen kann sich die rassistische Grundeinstellung der Justiz-, Presse- und Parteienallianz kaum äußern.
Die internationale Kommission zur Untersuchung des Lübecker Anschlags ist auf Spenden angewiesen:
A.Wulf/ Pax Christi, Postbank Hamburg BLZ 200 100 20, Stichwort IUK Lübeck.
Ein Ende September erschienenes Buch zeigt, daß auch in zahlreichen anderen Fällen die Opfer rassistischer Anschläge zu Tätern gemacht werden:

Wolf-Dieter Vogel (Hg.): Der Lübecker Brandanschlag. Berlin: Elefantenpress 1996.

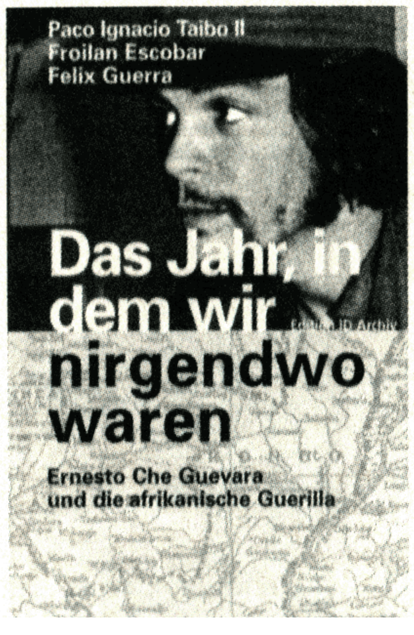
Messe 3, auch o.k.

Vom 25.-27.10. findet in Berlin die „Messe 3" statt. Projektgruppen und Kollektive, die antihegemonial im Bereich der Kultur arbeiten, diskutieren Fragen der Distribution und Ökonomie und planen Aktionstage zu „Innenstadtpolitik".
Kontakt Berlin: *Jochen Becker, Tel 030/6917970 (Urbanismus)Sabeth Buchmann, Tel 030/6114957/ (Distribution)*
Kontakt München: *Pia Lanzinger, Tel/Fax 089/7250118*



Nr.11/Herbst 1996

Dispositive der Macht. Algerien: Die Kriegsökonomie der Maquisards, Louis Martinez · Türkei: Islamisten im Rausch der Moderne, Tanil Bora · FinOrg: Internet - Börse - Cyberspace, Bona Splitter.
Revue Profane: Boris Gröndahl über die *junge Welt* · Yvonne Volkart über Privatismus und Kunst · Andreas Fanizadeh über Che Guevara · Udo Sierck über Schönheit · Bolívar Echeverría über Postmoderne und Zynismus ...



Engl. brosch., 253 Seiten, ca. 29,80 DM

»Geheime Dokumente aus Kuba beweisen: kurz vor seinem Tod hatte Che Guevara versucht, die Revolution nach Afrika zu tragen.« *Der Spiegel,* 41/1995

»Eine genauere Untersuchung der Episode im Kongo wird sicherlich zu einer Neubewertung der revolutionären Laufbahn Guevaras führen.« *FAZ*, 18.5.1996

Buchpräsentation mit Paco Ignacio Taibo II
4.10. Frankfurt/M.; 6.10. Bonn; 7.10. Köln; 9.10. Dortmund; 10.10. Bochum; 11.10. Berlin; 12.10. Leipzig; 13.10. Göttingen; 14.10. Marburg; 15.10. Zürich.
(Ohne Gewähr, s. Tagespresse)

Das Fest zur ersten Nummer

Nicht ohne deine Hilfe.

Nicht ohne deine Hilfe.

‹ FSK
‹ Schwermut
Forest

Gerald Hündgen (Soul)
Reinhard Jellen (Soul)
Julian Weber (House)

Donnerstag 17-Okt 21

Donnerstag
17-Oktober
21 Uhr

Das ist keine Übung-(Ultraschall),
Grafinger Str. 6, hinterm Ostbahnhof